

Matthias Krieser

PREDIGEN

MACHT



↑↓ Sola-Gratia-Verlag

Matthias Krieser

Predigen macht Spaß und Arbeit

Matthias Krieser

Predigen macht Spaß und Arbeit

Eine kleine Homiletik



Sola-Gratia-Verlag Rotenburg (Wümme)

2021

Verlagsnummer 029-01-21

www.sola-gratia-verlag.de

ISBN der Print-Ausgabe: 978-3-948712-10-5

Die Bibelzitate sind der revidierten Lutherbibel von 2017 entnommen (Deutsch Bibelgesellschaft Stuttgart).

Inhalt

Einleitung.....	<u>7</u>
1. KAPITEL: Eine Dreierbeziehung Das Kommunikationsgeschehen der Predigt.	<u>11</u>
2. KAPITEL: Nach der Predigt ist vor der Predigt Die Vorbereitung der Predigt.	<u>24</u>
3. KAPITEL: Sagen, was Sache ist Die Botschaft der Predigt.	<u>41</u>
4. KAPITEL: Es müssen nicht immer drei Teile sein Der Aufbau der Predigt.....	<u>75</u>
5. KAPITEL: Aufs Maul geschaut oder frei nach Schnauze? Die Sprache der Predigt.	<u>92</u>
6. KAPITEL: Eine Predigt wird erst auf der Kanzel fertig Der Vortrag der Predigt.	<u>113</u>
7. KAPITEL: Frust oder Frucht? Die Wirkung der Predigt.....	<u>125</u>

Einleitung

Liebe Leserin, lieber Leser!

Ich habe keine Ahnung, warum dich dieses Buch interessiert und warum du angefangen hast, darin zu lesen. (Ich nehme mir einfach mal die Freiheit, dich zu duzen.) Vielleicht studierst du Theologie und möchtest in Zukunft selbst predigen. Vielleicht hast du bereits einige Male gepredigt und suchst Tipps, um besser zu werden. Vielleicht predigst du schon lange, bist dabei müde geworden und erhoffst dir frische Impulse. Vielleicht bist du ein Lektor oder eine Lektorin und möchtest lernen, Predigten sinnvoller vorzutragen. Vielleicht interessiert dich das Predigen aus der Perspektive des Predigthörers. Egal warum du zu diesem Buch gegriffen hast: Ich hoffe, dass ich dir ein paar hilfreiche Gedanken und Anregungen mitgeben kann.

Aber erst einmal höre ich da eine kritische Stimme, die sich in unser Gespräch mischt. Sie ruft: „Die Predigt stirbt! Mit einem Monolog von zwanzig Minuten kann man heute keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlocken. Wir brauchen Action, Interaktivität, visuelle Impulse. Die klassische Kanzelrede ist ein Auslaufmodell!“ Hat die Stimme recht? Stirbt die Predigt wirklich? Wenn ja, warum sollte man dann noch ein Buch übers Predigen schreiben oder lesen?

Aber dreimal nein: Die Predigt stirbt *nicht*!

Erstens: Wer behauptet denn, dass nur mit gesprochenen Worten gepredigt werden kann und man auf visuelle Impulse verzichten muss? Auch mit den Händen und mit dem Gesicht kann man predigen, auch mit Dingen und Medien. Jeremia hat bei einer Predigt

mal einen Tonkrug zerschmettert. Und der Apostel Paulus hat mit Tinte auf Papyrus gepredigt, durch das Medium Brief.

Und zweitens: Wer legt denn fest, dass eine Predigt ein Monolog sein muss? Gute Prediger stellen auch mal Fragen und warten sogar ein bisschen, ob vielleicht eine Antwort kommt. So manche Predigt Jesu war ein Dialog, mitunter sogar ein regelrechtes Streitgespräch.

Und drittens: Wer traut denn dem modernen Menschen nicht zu, länger als ein paar Minuten zuhören zu können? Warum erfreuen sich dann stundenlange Hörbücher größter Beliebtheit? Und wer würde sich bei langen Gesprächen mit Freunden langweilen? Andererseits: Wer verbietet denn, dass eine Predigt nicht auch mal kurz sein darf, vielleicht nur eine kleine Anmerkung zu einer Schriftlesung oder ein kurzer Verkündigungsimpuls?

Aber halt! Ich merke: Ich habe mich von dem Zwischenrufer auf ein Glatteis locken lassen – das Glatteis nämlich, die Predigt nur anhand äußerer Merkmale zu beurteilen.

Du, lieber Predigt-hörender Leser, weißt es besser: Es kommt eigentlich auf ganz etwas anderes an. Du bist gierig nach Gottes Wort wie ein Säugling nach der Mutterbrust – zumindest solltest du es sein. Eine Predigt ist ja nicht einfach eine rhetorische Gattung oder ein anregender Vortrag, sondern geistliches Lebensmittel und Medizin. Du weißt, dass du sie nötig hast, auch wenn sie mal fad oder bitter schmeckt. Und du willst sie auch nicht wie eine lästige Pflichtübung schnell hinter dich bringen, ebensowenig wie man ein Telefongespräch mit einem geliebten Menschen bereits nach zwei Minuten beendet. Vor ein paar hundert Jahren gab es auf manchen Kanzeln Sanduhren, die liefen zweimal dreißig Minuten. Die Gemeindegältesten hatten sie da hingestellt – aber nicht, damit der Prediger rechtzeitig Schluss macht, sondern damit er bloß keine zu kurzen Predigten hält!

Und du, lieber predigender Leser, weißt es ebenfalls besser: Nicht jede Predigt gerät zu einem rhetorischen Meisterwerk. Das muss dich aber nicht kümmern. Es kommt ja eigentlich auf ganz etwas anderes an. Deine „normale“ Sonntagspredigt kann ruhig mal etwas trocken ausfallen. Du darfst der Gemeinde der Heiligen durchaus etwas zumuten – sogar einen über zwanzig Minuten lang ausgeführten, anspruchsvollen Gedankengang. Etwas anders sieht es bei der evangelistischen Predigt aus: Da sollte die Schwelle niedriger und der Unterhaltungswert höher sein, um auch unmotivierter Hörer zu gewinnen. Aber in jedem Fall gilt: Wirkung und Verheißung von Gottes Wort bleiben bestehen, unabhängig von der kunsthandwerklichen Qualität der Kanzelrede. (Dieser Satz mag den selbstkritischen Prediger trösten; jedoch sollte er nicht als Ausrede für mangelnde Sorgfalt missbraucht werden.)

Liebe Leserin, lieber Leser, du könntest jetzt fragen, was mich als Autor dafür qualifiziert, ein Buch übers Predigen zu schreiben? Ich könnte antworten: Ich habe schon tausende von Predigten gehört und auch selbst ein paar tausend Mal gepredigt. Ich habe Lektoren und Laienprediger ausgebildet, unter anderem im Missionsdienst im südlichen Afrika. Ich habe dort ein dickes Buch mit gesammelten Predigtvorbereitungen herausgegeben unter dem Titel „The Preacher’s Helper“. Ich habe auf Bitten von Gemeindegliedern meine Predigtmanuskripte online veröffentlicht (zugänglich unter www.predigtkasten.de). Und schließlich habe ich drei Predigtbände herausgegeben: „Die sieben Worte Jesu am Kreuz“, „Mach’s nicht wie die Schnecke“ (Predigten über weitere Jesusworte) und „Matthäus gepredigt“ (Predigten über das gesamte Matthäusevangelium, alle erschienen im Sola-Gratia-Verlag).

Ja, so könnte ich antworten. Aber ich bezweifle, dass mich solche formalen Nachweise als Predigtexperten qualifizieren. Ich will mit diesem Buch auch gar nicht als Wissender weniger Wissende belehren. Als Prediger bleibt man sein Leben lang ein Lernender, ein

Schüler, ein Jünger. Ebenso wenig findest du hier eine wissenschaftliche Homiletik bzw. Predigtlehre, die mit Bergen von Literaturangaben oder neuen Forschungsergebnissen glänzen kann. Ich will hier auch nicht beurteilen, schon gar nicht *verurteilen*, wie andere predigen und was Fachleute übers Predigen lehren.

Ich öffne hier einfach meinen Erfahrungsschatz aus über vierzig Jahren als Prediger und über sechzig Jahren als Predigthörer. Ich tue es in dem Bewusstsein, dass man vieles auch ganz anders sehen oder machen kann. Du darfst mir beim Weiterlesen also gern widersprechen. Kurz: Dieses Buch ist sehr persönlich – aber trotzdem, wie gesagt, hoffentlich hilfreich.

Ein paar Leute, mit denen ich über den geplanten Buchtitel gesprochen habe, fanden das Wort „Spaß“ darin unangemessen. Darf denn so etwas Ernstes und Heiliges wie Predigen einfach Spaß machen? Ja, es darf! Und ich bekenne: Mir macht Predigen wirklich Spaß, trotz aller Mühe und Arbeit.

Auch die Arbeit an diesem Buch macht mir Spaß, darum schreibe ich es. Ich bin von niemandem dazu aufgefordert worden und meine auch nicht, dass ich damit eine schmerzliche Lücke schließe. Ich hatte einfach Lust dazu.

Rotenburg (Wümmme), im Oktober 2020

Matthias Krieser

1. KAPITEL:

Eine Dreierbeziehung

Das Kommunikationsgeschehen der Predigt

Predigen ist ein dreiseitiges Kommunikationsgeschehen mit Gott als *Sender*, dem Mensch als *Empfänger* und dem Prediger als *Medium*.

Also erstens: Gott ist der *Sender*.

Wer ist Gott? Er ist nicht einfach jenes nebulöse „höhere Wesen“, für das viele ihn halten. Er ist keine Arbeitshypothese für erkenntnistheoretische Grenzbereiche. Er ist auch nicht einer unter vielen konkurrierenden Göttern, die uns in der Artenvielfalt der Religionen vor Augen geführt werden. Vielmehr ist er der eine wahre und persönliche Gott, der Botschaften sendet und sich dadurch uns Menschen offenbar macht. Schon allein über diese Tatsache können wir uns freuen: Gott kommuniziert mit uns! Damit zeigt er, dass wir ihm nicht egal sind.

Wortlos kommuniziert Gott durch seine Schöpfungswerke: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk... ohne Sprache und ohne Worte; unhörbar ist ihre Stimme“ (Psalm 19,2.4). Aber auch durch menschliche Worte kommuniziert Gott mit uns, und zwar sehr viel präziser als durch die wortlosen Schöpfungswerke. Auf diese Weise hat er sich durch auserwählte Boten bekannt gemacht, durch seine Propheten und Apostel nämlich. Durch sie lernen wir ihn als Herrn über alle Dinge kennen – als den Allmächtigen und auch den Dreieinigen, als Gott den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist.

Noch immer sendet Gott sein Wort, denn die Botschaft der Apostel und Propheten ist in der Bibel überliefert. Die Väter der Konkordienformel (einer bedeutenden evangelisch-lutherischen Bekenntnisschrift) haben zuallererst Folgendes von der Bibel bezeugt: „Wir glauben, lehren und bekennen, dass die einige Regel und Richtschnur, nach welcher zugleich alle Lehren und Lehrer gerichtet und geurteilt werden sollen, sind allein die prophetischen und apostolischen Schriften des Alten und Neuen Testaments“ (Epitome, Von dem summarischen Begriff).

Rechtes Predigen und rechtes Predighören beginnt damit, Gott als Sender anzuerkennen und in seinem heiligen Buch die Quelle aller göttlichen Sprachmitteilungen zu sehen. Wir können davon ausgehen, dass er uns im Text der Heiligen Schrift selbst begegnet. Solche Hörbereitschaft und solches Vertrauen erwartet Gott sogar.

Für meine Predigtkasten-Website habe ich mein Verständnis von Gott als Sender und von der Heiligen Schrift folgendermaßen zusammengefasst: „Die Bibel ist Gottes Wort – von Menschen erlebt, verkündigt und aufgeschrieben. Darum begegnen Christen der Bibel mit Respekt, Vertrauen und Gehorsam, so, als hätte Gott das alles eigenhändig selbst aufgeschrieben. Aus diesem Grund darf in der Verkündigung nichts vom Inhalt der Bibel verkürzt, verändert oder mit menschlichen Gedanken erweitert werden. Dabei erschließt sich das Verständnis scheinbar unklarer oder mehrdeutiger Schriftstellen aus ihrem engeren und weiteren Kontext; die Schrift legt sich selbst aus. Dem Selbstzeugnis der Schrift entsprechend ist das Evangelium von Jesus Christus der Schlüssel zum Verständnis der ganzen Heiligen Schrift. So muss das Alte Testament vom Neuen her verstanden und ausgelegt werden. Das Evangelium ist dabei nicht bloß eine Information über den Weg zur Seligkeit, sondern es besitzt göttliche Schöpferkraft; es schafft Glauben und Heil. Dieselbe Schöpferkraft ist in den Sakramenten Taufe und Abendmahl sowie in der Sündenvergebung wirksam. Die Bibel ist der höchste Maßstab

zur Beurteilung von Lehre und Leben der Kirche. Die Kirche und besonders die Träger des Hirtenamts sind verpflichtet, falsche Lehre und Sünde beim Namen zu nennen und zurückzuweisen. Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche legen die Bibel mit dem hier skizzierten Ansatz aus und entfalten dabei die christliche Lehre, wie sie seit der Zeit der Apostel von allen rechtgläubigen Christen geglaubt, gelehrt und bekannt wird. Die öffentliche Verkündigung in der gottesdienstlichen Predigt ist selbst Gottes Wort, sofern sie die Lehre der Bibel für die Gemeinde auslegt. Dabei erfüllt eine Predigt den Zweck, Gottes Botschaft für die aktuelle Lebenssituation der Hörer zu entfalten. Dies geschieht in dem Zutrauen, dass bei der Predigt ebenso wie beim ursprünglichen Wort der Bibel die Kraft des göttlichen Wortes wirkt, zur Umkehr führt, Glauben schafft, Glauben stärkt, Glauben bewahrt und Früchte des Glaubens hervorruft.“

Mir ist bewusst, dass viele Theologen diese Überzeugung für theologisch überholt halten. Schon als Student musste ich mir von manchen Dozenten vorhalten lassen, mit dieser Einstellung könne man keine wissenschaftliche Theologie betreiben. Darüber ließe sich klug und lange debattieren. Aber eigentlich geht es ja gar nicht darum, einem bestimmten Wissenschaftsverständnis zu huldigen. Es geht vielmehr schlicht und einfach darum, dass Gott zu Wort kommt. Grundvoraussetzung dafür ist es nun einmal, ihn mit kindlichem Vertrauen als Sender zu akzeptieren. „Rede, denn dein Knecht hört“, antwortete der junge Samuel auf Gottes Anrede (1. Samuel 3,10). Und Maria hörte Jesus nicht auf Augenhöhe, sondern zu seinen Füßen zu (Lukas 10,39).

Das bringt uns zur zweiten Station im Kommunikationsgeschehen der Predigt, zum Menschen: Er ist der *Empfänger*.

Da sind wir nun ganz bei uns selbst in unserer Eigenschaft als Predigthörer. Vielleicht meinst du, dass ich dazu nichts weiter zu schreiben brauche. Jeder kenne sich ja als Mensch und wisse

insofern über den Empfänger von Gottes Botschaft bestens Bescheid. Und theologisch betrachtet sind alle Menschen Gottes Geschöpfe und zugleich Sünder. Da gibt es keinen Unterschied: Jeder, der Gottes Wort hört, ist ein Gottesgeschöpf, das den Anspruch des Schöpfers verfehlt.

Trotzdem unterscheiden sich Menschen voneinander, und zwar in vielfacher Hinsicht: nach Aussehen, Geschlecht, Lebensalter, Herkunft, Gesundheit, Milieu, Bildung, Beruf, Intelligenz, Sprachkompetenz, Konzentrationsfähigkeit, Charakter, Biografie, geistlicher Reife... Jeder Prediger und jeder, der sich für das Kommunikationsgeschehen der Predigt interessiert, sollte das berücksichtigen. Denn wenn ein Prediger nur ganz allgemein gefallene Menschengeschöpfe anpredigt, dann meint er damit zwar alle Hörer, wird aber vermutlich kaum jemanden wirklich erreichen.

Mit ein paar Beispielen möchte ich die Vielfalt der Predigthörergemeinde veranschaulichen.

Da sitzt zum Beispiel Elvira unter der Kanzel. (Sie und alle nachfolgenden Personen habe ich selbstverständlich frei erfunden.) Elvira ist 83 Jahre alt und Witwe. Ihr Rheuma macht ihr zu schaffen, sie ist schwerhörig, und sie wird auch immer vergesslicher. Der Sonntagsgottesdienst ist für sie der Höhepunkt jeder ansonsten recht einsamen Woche. Elvira hat einen schlichten, festen Glauben, den sie in der Predigt bestätigt kriegen möchte. Viel versteht sie nicht von der Predigt, und was sie versteht, das hat sie schnell wieder vergessen. Trotzdem verlässt sie die Kirche mit dem guten Gefühl, getröstet und gestärkt worden zu sein.

Da ist Kerstin (39), verheiratet, Krankenschwester. Für sie gehört der Gottesdienst seit ihren Kindertagen zur selbstverständlichen Sonntagsroutine. Aber sie sitzt ziemlich ausgelaugt unter der Kanzel – nicht nur wegen viel Stress im Beruf, sondern auch, weil die Missverständnisse und Streitereien mit ihrem Ehemann in letzter

Zeit zunehmen. Kerstin sehnt sich nach „menschlichen“ Predigten, wo ihre Sorgen und Probleme aufgenommen werden. Praktische Ratschläge und gegenwartsnahe Beispiele sind ihr wichtiger als theologische Lehrsätze und historische Erläuterungen.

Neben Kerstin sitzt Lothar (42), ihr Ehemann. Eigentlich hält er nichts vom Glauben und von der Kirche, er kommt nur Kerstin zuliebe mit. Er hofft, dass sie beide sich nicht noch weiter voneinander entfremden. Lothar ist Bauingenieur und ein nüchterner Verstandesmensch. Im Stillen amüsiert er sich oft über die vielen Ungereimtheiten und logischen Brüche in den Ausführungen des Pfarrers.

Da sitzt Helmut (75), ein Pfarrer im Ruhestand. Helmut genießt gute Bücher und seinen Garten, darum erfreuen ihn vor allem sprachlich brillante Predigten mit Bildworten und Veranschaulichungen aus der Natur. Über alle üblichen Predigttexte hat Helmut selbst schon mehrmals gepredigt. Das, was ihm an einem Predigttext wichtig erscheint, möchte er auch vom Prediger hören, andernfalls hält er die Predigt für schlecht.

Da sitzt Sabine (35), die Frau des Pfarrers. Sie ist Lehrerin und übt diesen Beruf in Teilzeit aus. Manchmal fällt ihr auf, dass ihr Mann auf der Kanzel irgendwie anders spricht als im normalen Leben. Manchmal merkt sie, wie Situationen aus ihrem Familienleben in der Predigt vorkommen. Oft ist sie stark abgelenkt, weil der dreijährige Sohn neben ihr unruhig wird.

Da sitzt Lukas (3) – wenn er nicht gerade auf der Kirchenbank herumturnt. Dass sein Vater sonntags immer in einem Holzkasten steht und sehr lange redet, ist er gewohnt. Interessant findet Lukas, dass sein Vater dabei viele Male den Kopf hebt und senkt. Immer wenn er ihn senkt, rutscht seine Brille ein wenig auf der schweißnassen Nase herunter. Ab und zu schiebt der Vater die Brille mit einem energischen Ruck wieder hoch.

Da sitzt Karin (64), eine Verkäuferin im Ruhestand. Im vergangenen Jahr hat sich ihr einziger Sohn das Leben genommen, und vor drei Monaten ist auch noch ihr Mann gestorben. Karin fühlt sich einfach nur leer.

Da sitzt Alexander (52). Er ist in Rußland aufgewachsen und kann nicht gut Deutsch. Wenn der Pastor langsam spricht und einfache Sätze bildet, versteht er ihn aber recht gut. Alexander hat Geldsorgen, denn sein kleiner Speditionsbetrieb ist insolvent. Alexander hofft, dass die Predigt ihn ein bisschen beruhigt und tröstet.

Da sitzt Katharina (16), eine Gymnasiastin. Sie ist über die Jugendarbeit der Gemeinde zum Glauben gekommen und hat sich erst vor einem Jahr taufen lassen. Ihre Eltern stehen dem Christentum gleichgültig gegenüber. Katharina findet das Erwachsenwerden furchtbar schwer, in ihr wabern tausend ungelöste Fragen – um den Sinn des Lebens, um Liebe und Partnerschaft, um Ausbildung und Berufswahl sowie um andere Dinge, für die sie nicht mal Worte hat. Sie hofft immer wieder, unter dem vielen Erwachsenensprech in der Predigt etwas zu hören, was sie anrührt und Ordnung in das Chaos ihres Lebens bringen kann.

Da sitzt Ernst (57), ein stiller und zurückgezogener Zeitgenosse. Niemand in der Gemeinde weiß, wo er wohnt und was er macht. Nach dem Gottesdienst ist er immer als erster weg. In Ernsts Kopf gibt es eine besondere Welt, zu der niemand Zugang hat. Ernst lebt überwiegend in dieser Kopfwelt. Von den Worten der Predigt erreichen ihn nur wenige. Sie regen ihn zu Gedankenausflügen an. Wenn er von denen zurückkehrt, dann ist der Pastor schon wieder ganz woanders in seiner Predigt.

Da sitzt Bettina (45), eine attraktive Bankangestellte. Sie ist außerdem im Kreisverband einer politischen Partei aktiv. Von einer guten Predigt erwartet sie mutige sozialpolitische Stellungnahmen. Sie leidet darunter, wenn sich Prediger durch langatmiges Nach-

erzählen biblischer Geschichten und durch Aufwärmen sattsam bekannter Allgemeinplätze vor klaren, nötigenfalls auch un-
bequemen Verlautbarungen zu drücken scheinen.

Da sitzt Ursula (59), eine hochintelligente Ärztin. Einerseits meint sie es mit dem christlichen Glauben sehr ernst, andererseits ist sie häufig so stark angefochten, dass sie denkt, sie könne nicht mehr glauben. Dann schätzt sie vor allem Predigten, die sich als geistlicher „Rettungsring“ erweisen. Dabei legt sie Wert darauf, dass die verkündeten Wahrheiten mit dem heutigen wissenschaftlichen Weltbild vereinbar sind.

Da sitzt Mirko (30), ein Küchenhelfer mit Down-Syndrom. Er ist begeisterter Kirchgänger. Besonders freut er sich, wenn der Pfarrer ihn bei der Predigt freundlich anschaut und seine Stimme fröhlich klingt.

Da sitzt Hans (62), ein Finanzbeamter im höheren Dienst. Seit er in jungen Jahren ein Bekehrungserlebnis hatte, ist er mit Leib und Seele Christ. Und er ist davon überzeugt, dass für ihn nur eine bibeltreue Gemeinde in Frage kommt. Im Laufe seines Lebens hat er schon dreimal die Gemeinde und die Konfession gewechselt. Hans ist beim Predigthören hellwach und hoch konzentriert. Er erwartet eine klare Auslegung im Einklang mit schriftgemäßer Theologie sowie einen persönlichen Bezug, der ihn zu immer größerer geistlicher Reife führt.

Und da sitzt schließlich Martha (95), das älteste Gemeindeglied. Ihr Gesicht strahlt mit der Sonne um die Wette. Wenn es ihr gut geht, könnte sie die Welt umarmen. Alles, was der Pfarrer in der Predigt sagt, findet sie herrlich und erbaulich. Und auch wenn sie es sich selbst nicht eingesteht: Sie ist ein bisschen verliebt in ihn.

So viele verschiedene Predigthörer mit so vielen verschiedenen Erwartungen! Die Kombination der vielfältigen Verschiedenheiten macht jeden zum Unikat. Ihnen allen in einer Predigt gleichermaßen

gerecht zu werden ist so unmöglich wie die Quadratur des Kreises. Trotzdem braucht kein Prediger vor der Vielfalt seiner Hörer zu kapitulieren, und er braucht sich auch nicht in Allgemeinplätze zu flüchten. Wenn es ihm gelingt, auf bestimmte Hörergruppen gezielt einzugehen, dann werden in der Regel auch die anderen interessiert zuhören. Und wenn es ihm darüber hinaus gelingt, im Lauf der Zeit immer wieder andere Hörergruppen in den Blick zu nehmen, dann wird jeder sich auch mal direkt angesprochen fühlen, und die Predigten werden abwechslungsreich sein. Schon bei der Vorbereitung einer Predigt ist es hilfreich, sich bestimmte einzelne Hörer vorzustellen (ohne sie dann freilich in der Predigt bloßzustellen).

Die dritte Station im Kommunikationsgeschehen der Predigt ist schließlich der Prediger als *Medium*. Bei diesem Wort sollte man besser nicht an spiritistische Sitzungen denken, sondern eher an Kommunikationsmedien.

Die Besonderheit des „Mediums“ Prediger besteht darin, dass er menschlich ist. Tatsächlich: Der Prediger ist auch nur ein Mensch, ein irdisches Geschöpf und ein Sünder wie die Hörer! Das klingt selbstverständlicher, als es ist. Denn jeder Unternehmer stellt doch die besten Mitarbeiter ein, die er finden kann. Entsprechend könnte man annehmen, dass Gott Engel schickt, um seine Botschaften zu übermitteln. Das hat er aber nur in Ausnahmesituationen getan. Für den „normalen“ Verkündigungsdienst nimmt Gott schwache, fehlerhafte Menschen in seinen Dienst. Er geht das Risiko ein, dass sie auch mal Unsinn von der Kanzel erzählen und dass sie moralisch nicht einwandfrei leben. Gott nimmt sogar Leute in seinen Dienst, die rhetorisch nicht besonders begabt sind oder die eine schwache Gesundheit oder schwache Nerven haben.

Schon zu biblischen Zeiten hat er das getan. Mose zum Beispiel hatte „eine schwere Sprache und eine schwere Zunge“ (2. Mose 4,10). Paulus war chronisch krank und auch in mancherlei anderer

Hinsicht angefochten. Die Tatsache, dass schwache Menschen wie er die herrliche Botschaft des Evangeliums übermitteln sollten, fasste der Apostel in das bekannte Bild: „Wir haben diesen Schatz in irdenen Gefäßen“ (2. Korinther 4,7). Trotzdem hat Christus den Aposteln aufgetragen: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe“ (Matth. 28,20), und er hat sie bevollmächtigt mit den Worten: „Wer euch hört, der hört mich; und wer euch verachtet, der verachtet mich“ (Lukas 10,16). Das gilt über den Zwölferkreis hinaus der ganzen Kirche – zwar nicht jedem einzelnen Christen individuell, aber der Christenheit insgesamt und allen, die in ihr und für sie das Amt der apostolischen Wortverkündigung wahrnehmen.

Warum geht Gott das Risiko ein, sein herrliches Evangelium unzuverlässigen Menschen anzuvertrauen? Warum tut er etwas, das, menschlich gesehen, überaus ineffektiv und unklug ist?

Gottes Wege sind unausforschlich. Aber einen kleinen begründenden Hinweis gibt es doch. Der Satz mit den „irdenen Gefäßen“ geht nämlich so weiter: „...auf dass die überschwängliche Kraft von Gott sei und nicht von uns.“ Warum hat denn Gottes Evangelium zweitausend Jahre und unzählige Gesellschaftssysteme überstanden, obwohl die Kirche ihrem äußeren Anschein nach ein Saftladen ist? Damit deutlich wird: Die „überschwängliche Kraft“ dieser Heilsbotschaft kommt nicht von uns Menschen, sondern von Gott. Nicht Supermänner bauen sein Reich, sondern er selbst tut es – oft genug durch fehlerhafte, wunderliche, mittelmäßige bis schwache Menschen. Dadurch zeigt sich zugleich etwas vom Kreuz-Charakter der Gemeinde Jesu auf Erden, wie Paulus an anderer Stelle bekannte: „Ich trage die Malzeichen Jesu an meinem Leibe“ (Galater 6,17). In der Tat: Wo es um das „Wort vom Kreuz“ geht, da hat menschliche Weisheit nichts zu melden (vgl. 1. Korinther 1,18 ff.).

Ein Prediger darf sich nun allerdings nicht mit seinen Fehlern und mit seiner Mittelmäßigkeit zufrieden geben. So tröstlich die Sache mit den „irdenen Gefäßen“ einerseits für ihn ist, so gefährlich ist sie

andererseits! Derselbe Apostel Paulus, der den Satz mit den „irdenen Gefäßen“ formuliert hat, hat im Blick auf seinen Verkündigungsdienst bezeugt: „Dafür mühe ich mich auch ab und ringe in seiner Kraft, die mächtig in mir wirkt“ (Kolosser 1,29). Ja, predigen macht Mühe und Arbeit, wenn man die Sache ernst nimmt! Seinen Mitarbeiter Timotheus ermahnte Paulus: „Sei den Gläubigen ein Vorbild im Wort, im Wandel, in der Liebe, im Glauben, in der Reinheit“ (1. Timotheus 4,12). Ein Prediger soll sich also nicht nur auf der Kanzel Mühe geben, sondern in seinem ganzen Lebenswandel. Viele Hörer messen seine Glaubwürdigkeit daran, ob er lebt, was er predigt. Jesus selbst war gar nicht gut zu sprechen auf Heuchler, die ihre strengen Maßstäbe nur auf andere bezogen. Paulus übte sich in großer Selbstdisziplin, damit, wie er schreibt, „ich nicht andern predige und selbst verwerflich werde“ (1. Korinther 9,27).

Wenn du, lieber Leser, ein Prediger und einigermaßen selbstkritisch bist, werden dich solche Überlegungen demütig machen. Du wirst feststellen: Ich bin nicht würdig, diesen heiligen Dienst zu tun. Dann bedenke, dass du nicht nur als Prediger, sondern auch als Hörer berufen bist. Du bist nicht nur Medium, sondern auch Empfänger von Gottes Wort, nicht nur Gemeindepastor, sondern zugleich Gemeindeglied. Darum solltest du jede deiner Predigten nicht nur für andere halten, sondern auch für dich selbst. Halte den Spiegel von Gottes Gesetz nicht nur anderen vor die Nase, sondern auch dir selbst. Es wird dann geschehen, dass du an dir und deinem Dienst zweifelst. Aber du brauchst nicht zu *ver*zweifeln. Denn die frohe Botschaft vom Erlöser Jesus Christus, die du anderen zurufst, gilt ja ebenfalls dir. Du kannst dich daran festklammern wie ein Ertrinkender an einen Rettungsring. Und, so getröstet, kannst und darfst du weiterpredigen. Ja, beziehe Gottes Botschaft, die du verkündigen sollst, getrost ganz auf dich! Das schließt ein, dass du die Kraft zur Besserung nicht in dir selbst suchst, sondern im Herrn. Achte noch einmal genau auf das Selbstzeugnis des Paulus: „Dafür mühe ich mich auch ab und ringe *in seiner Kraft*, die mächtig in mir

wirkt.“ Gottes Güte ist es, die auch dich, den Prediger, zur Umkehr leitet. Er lässt dich dein Versagen erkennen, er schenkt dir Reue und Sehnsucht nach Hilfe, und er hilft dir schließlich mit seiner Vergebung und mit der Kraft des Heiligen Geistes zur Besserung.

Ein Prediger nach Gottes Herzen kann man nur unter Buße und Gebet sein. Wenn Gott dann nicht nur die Verkündigung segnet, sondern auch ein liebevolles Alltags-Verhalten als Glaubensfrucht schenkt, dann ist das für die Hörer wie ein dickes Ausrufungszeichen hinter den Worten der Predigt. Dann salzt das Salz, dann leuchtet das Licht (vgl. Matthäus 5,13-16)!

Weil Prediger Menschen sind, unterscheiden sie sich (fast) ebenso vielfältig voneinander wie die Personen der Höregemeinde. Da braucht es niemanden zu wundern, dass ihr Lebensalter und Temperament, auch ihre Sprachkompetenz und Biografie ihren Predigtstil prägen sowie Einfluss darauf haben, wie sie sich vorbereiten. Der Prediger sollte sich darüber im Klaren sein, dass er beim Predigen viel von seiner Persönlichkeit preisgibt. Jede Predigt enthält Ich-Botschaften des Predigers, ob ihm das gefällt oder nicht.

Damit stellt sich die Frage: Soll der Prediger persönliche Empfindungen und Erfahrungen bewusst einbringen, oder soll er sich lieber zurücknehmen? Diese Frage wurde und wird auch von Fachleuten unterschiedlich beantwortet. Ich meine, dass der Prediger mit seiner ganzen Persönlichkeit verkündigen soll, schließlich hat Gott ihn ja mit seiner ganzen Persönlichkeit in den Dienst gerufen. Dabei muss er aber mit sich ehrlich sein. Die Gemeinde ist in dieser Beziehung hellhörig und merkt schnell, wenn ihr Pastor sich großartiger darstellen will, als er wirklich ist. Auch Selbstrechtfertigungen und Angriffe auf persönliche Feinde gehören nicht in die Predigt. Aber wenn der Prediger am eigenen Beispiel veranschaulicht, was ein begnadeter Sünder ist, kann das seine Verkündigung bereichern.

Und wie sieht es mit persönlichen Anfechtungen und Glaubenszweifeln aus? Viele Prediger thematisieren sie. Das mag für einige angefochtene Predigthörer tröstlich sein, für andere eher irritierend. Noch irritierender finde ich es allerdings, wenn der Prediger eine Scheu hat, sich als Zeuge von Gottes Wort einzubringen. Immer wieder habe ich erlebt, wie Prediger sich vor einem klaren eigenen Bekenntnis drücken; sie verstecken sich dann zuweilen hinter unpersönlichen Wendungen wie „Christen glauben...“ oder „Christen hoffen...“ Dennoch rate ich zur Vorsicht, als Prediger den eigenen Glauben sowie auch Defizite desselben zu sehr zu thematisieren. Ebenso skeptisch sehe ich ausführliche Schilderungen persönlicher Bekehrungserlebnisse. Wirklich glaubenstärkend sind m. E. letztlich nicht Ausführungen über den Glauben bzw. die Zweifel des Predigers, sondern über Gottes Heilshandeln.

Im Blick auf Gefühle darf der Prediger ganz er selbst sein: Der eine predigt eher sachlich und emotionsarm, der andere lässt seiner Begeisterung (oder Traurigkeit) freien Lauf. Jeder Prediger sollte sich aber davor hüten, beim Predigen ein anderer sein zu wollen, als er wirklich ist. Guten Vorbildern nachzueifern bedeutet nicht, sie zu imitieren!

Gott ist der *Sender*, der Hörer der *Empfänger*, der Prediger das *Medium* – soviel zu den einzelnen Stationen des dreiseitigen Kommunikationsgeschehens. Die Eigenart der vielfältigen Gemeinde und die Persönlichkeit des Predigers können das Predigtgeschehen sehr unterschiedlich prägen. Berücksichtigt man außerdem noch die jeweiligen Besonderheiten der Orte und Gelegenheiten, wo gepredigt wird, dann muss man zu dem Schluss kommen: Jede Predigtsituation ist einmalig. Und deshalb ist auch jede Predigt ein Einzelstück (ich meine die tatsächlich gehaltene Predigt, nicht nur das vorher erarbeitete Manuskript!). Aus diesem Grund gibt es keine Patentrezepte und kaum feste Regeln fürs Predigen und Predigt-Vorbereiten. Was in den folgenden Kapiteln steht, ist deshalb auch

einfach nur als Anregung und Beispiel gedacht, nicht als eine verbindliche Predigtlehre.

Eins aber ist konstant: Wenn eine Predigt wirklich eine Predigt ist, dann ist dabei Gottes Geist am Werk. Der Apostel Paulus hat die geistliche Dimension des Predigtgeschehens im Römerbrief sehr schön ausgeführt: „Wer den Namen des Herrn anruft, wird selig werden. Wie sollen sie aber den anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie aber an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger? Wie sollen sie aber predigen, wenn sie nicht gesandt werden?... So kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Christi“ (Römer 10,13-14.17). Arbeit macht das Predigen, aber dabei hoffentlich (meistens) auch Spaß. Das ist jedoch nicht das Wesentliche. Das Wesentliche ist die Berufung des Predigers, Gottes Wort zu verkündigen, vor allem das Evangelium von Jesus Christus. Egal ob und wieviel Spaß oder Arbeit dies dem Prediger macht, es ist nun mal sein Job. Weh ihm, wenn er sich diesem Auftrag entzieht!

Und noch ein Letztes: Das dreiseitige Kommunikationsgeschehen braucht nicht als „Einbahnstraße“ angesehen zu werden – von Gott über den Prediger zum Hörer. Im weiteren Sinn ist es vielmehr ein Dreiecksgeschehen. Da gibt es nämlich noch die Seite der unmittelbaren Beziehung zwischen dem christlichen Hörer und Gott. Der Prediger ist ja kein Priester, jedenfalls nicht in dem Sinn, dass jeder Kontakt zu Gott über ihn laufen muss. Du, lieber Christ, hörst ja nicht nur Predigten, sondern du liest auch selbst in der Bibel und machst dir darüber deine Gedanken. Und im Gebet redest du direkt mit Gott; im Namen Jesu hast du unmittelbaren Zugang zu ihm. Hoffentlich denkst du dabei auch an die Menschen, die dir von der Kanzel herab Gottes Wort verkündigen, denn sie haben deine Fürbitte nötig. Dieser Aspekt des Kommunikationsgeschehens ist auch sehr wichtig!

2. KAPITEL:

Nach der Predigt ist vor der Predigt

Die Vorbereitung der Predigt

Fußball-Weltmeisterschaft 1954. Die deutsche Mannschaft hat im Viertelfinale einen knappen Sieg errungen. Ein Schweizer Journalist fragt den Trainer Sepp Herberger bei der anschließenden Pressekonferenz: „Wie haben Sie sich denn gefühlt nach dem Spiel?“ Die Trainerlegende zieht die Stirn kraus und tut erstaunt: „Das kenne ich gar nicht. Nach dem Spiel ist vor dem Spiel!“ So jedenfalls erzählt es der Spielfilm „Das Wunder von Bern“. Man weiß nicht genau, ob dieser Satz wirklich bei einer Pressekonferenz fiel, aber dass Sepp Herberger ihn gesagt hat, steht fest: „Nach dem Spiel ist vor dem Spiel.“

Dieser Satz lässt sich auch auf das Predigen beziehen: Nach der Predigt ist vor der Predigt. Ebenso wenig wie sich Sportler auf ihren Lorbeeren ausruhen können, können sich Prediger zurücklehnen und an ihren bereits gehaltenen Predigten genügen lassen. Die meisten sind sowieso bald wieder „dran“: Der nächste Predigttermin naht so sicher wie das Halbfinale nach dem gewonnenen Viertelfinale. Viele Pfarrer im Gemeindedienst müssen fast jede Woche eine neue Predigt halten, zu Festzeiten noch mehr – ganz zu schweigen von Ansprachen bei Familienfeiern, Bestattungen und anderen Gelegenheiten. Wohl dem Prediger, der immer im Blick hat: Nach der Predigt ist vor der Predigt.

Aber auch wenn noch kein nächster Predigttermin feststeht, gilt dieser Satz. Jeder erfahrene Prediger weiß, dass Predigen ein lebenslanger Lernprozess ist. Es ist so ähnlich, wie wenn ein Sport-

ler am Trainieren bleibt oder ein Musiker am Üben. Wer rastet, der rostet!

Solches Predigt-Training schließt ein, mit der Bibel zu leben und sie immer besser kennenzulernen. Weiterhin bedeutet es, mit wachen Sinnen durchs Leben zu gehen, Anregungen zu sammeln und über seine Predigtweise nachzudenken. Es kann auch nicht schaden, Predigten von Amtsbrüdern zu hören und zu überlegen, was bei ihnen gut gelungen ist und was weniger gelungen – aber mit liebevollem Wohlwollen! Vor allem sollte ein Prediger streng gegen sich selbst und seine eigenen Predigten sein. Es wäre ungehörig, den Gedankensplitter des Kollegen kritisch unter die Lupe zu nehmen, während man mit dem eigenen Gedankenbalken um sich schlägt beziehungsweise mit einem ungeeigneten Gedanken-Zaunpfahl winkt... Du weißt schon, was ich meine.

Die persönlichen Andachten eines Predigers, seine zweckfreie theologische Arbeit, seine Erlebnisse, seine Begegnungen, sein Medienkonsum, sein bewusster Umgang mit Sprache, sein gesamtes Alltagsleben taugen als Trainingsfeld für die Predigt. Und wenn der nächste Predigftermin feststeht, sollte der Prediger möglichst bald mit der *konkreten* Vorbereitungsarbeit anfangen. Predigtgedanken ähneln Wein, Käse oder Hefeteig: Sie brauchen Zeit, um zu reifen und sich gut zu entfalten.

Vielleicht hast du eine andere Meinung. Vielleicht brauchst du als Prediger Zeitdruck, um zur Hochform aufzulaufen. Vielleicht kennst du Pastoren, die ihre Sonntagspredigten erst Samstagnacht produzieren und trotzdem immer etwas Gutes zu sagen haben. Meiner Erfahrung entspricht das eher nicht. Ich denke da lieber an einen anderen Pastor zurück, der für seine eindrucksvollen Predigten bekannt war. Sie klangen immer wie spontan erdacht – und doch hat dieser Mann bereits am Sonntagabend den Predigttext für den nächsten Sonntag aufgeschlagen und darüber nachgedacht (wobei er allerdings oft erst Samstagnacht mit der Vorbereitung fertig war). Er

fürchtete sich vor nachlässiger Routine, darum nahm er sich so viel Zeit. Er wollte jede Predigt so gründlich vorbereiten wie eine kleine Doktorarbeit. Ein theologischer Dozent hat mir und anderen Theologiestudenten einst mit auf den Weg gegeben: „Versuchen Sie immer, die beste Predigt zu machen, die Sie je gehalten haben!“

Du fragst: Wie lange soll das denn dauern? Welcher Pfarrer kann es sich leisten, einen großen Teil der Arbeitswoche auf die Vorbereitung der nächsten Predigt zu verwenden? Ja, wie viele Stunden dauert denn normalerweise die Vorbereitung einer Predigt – wie lange *sollte* sie dauern?

Ein Pfarrer (nennen wir ihn Bruder X) hat mir mal gesagt: „Für jede Predigtminute solltest du eine Stunde Vorbereitungszeit einkalkulieren.“ Da bin ich allerdings skeptisch; diese Regel ist mir zu faustig. Lieber Bruder X, möchte ich antworten, zwanzig Stunden Vorbereitungszeit für zwanzig Minuten Predigt mag einem frommen Wunschdenken entsprechen, aber im normalen Pfarramtsalltag ist das unrealistisch.

Und, lieber Bruder X, deine Regel setzt voraus, dass Vorbereitungszeit und Predigtdauer in einem proportionalen Verhältnis zueinander stehen. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es sich genau umgekehrt verhält: Zu lange Predigten zeugen oft von mangelhafter Vorbereitung; sie sind langatmig und weitschweifig. Nur wenn ich mich lange genug vorbereite, kann ich kurz und treffend predigen. Es braucht nämlich Zeit, alle Gedanken und Ideen vernünftig zu sortieren – vor allem *auszusortieren*.

Und, lieber Bruder X, ich habe auch die Erfahrung gemacht, dass Vorbereitungszeiten für Predigten sehr unterschiedlich lang sein können. Bei manchen Predigttexten war mir gleich nach dem ersten Lesen ziemlich klar, wie ich darüber predigen werde. Bei anderen hat sich die Vorbereitung zäh wie Kaugummi hingezogen; mehrmals

habe ich dann fertige Konzepte verworfen und von vorn angefangen. Der Heilige Geist wirkt eben nicht nach Stechuhr.

Und, lieber Bruder X, manchmal hat man so gut wie keine Zeit zum Vorbereiten und muss aus der Hüfte schießen. Es kommt nämlich immer wieder vor, dass ein Pfarrer spontan um ein Grußwort gebeten wird oder um eine kleine Ansprache. Mir ist es auch schon einmal so ergangen: Kurz vor Beginn eines Gottesdienstes erfuhr ich, dass ich die Predigt halten sollte. Es hatte offensichtlich ein Missverständnis gegeben. So blieb als Vorbereitungszeit nur die Eingangsliturgie. Natürlich greift man in solchen Situationen auf Erinnerungen an bereits gehaltene Predigten und bereits gedachte Gedanken zurück, und das allgemeine Predigt-„Training“ kommt einem dann besonders zugute. Man schickt dann als Vorbereitung vor allem Stoßgebete zum Himmel mit der Bitte um den Heiligen Geist. Glücklicherweise sind solche Situationen seltene Ausnahmen.

Lieber Bruder X, bei aller Wertschätzung für eine normalerweise gründliche Predigtvorbereitung: Die Qualität des Ergebnisses ist nicht eine Frage des Zeitaufwands, sondern eher eine Frage der Arbeitsorganisation, der Konzentration und der Hilfe des Heiligen Geistes. Es besteht sogar die Gefahr einer Über-Vorbereitung: Wer sich zu tief in die exegetischen und theologischen Probleme seines Predigttextes vergräbt, wird womöglich zu abgehobene und komplizierte Predigten halten. Ein Prediger darf nicht vergessen, dass seine Hörer den Bibeltext unvorbereitet und vielleicht sogar zum ersten Mal hören; an diesen spontanen ersten Eindruck muss seine Predigt anknüpfen.

Und schließlich, lieber Bruder X, erlaube mir eine Rückfrage: Welche Stunden erkennst du denn als Predigtvorbereitung an? Nur die Stunden, an denen ich am Schreibtisch sitze und hinter der aufgeschlagenen Bibel brüte? Oder auch die Stunden beim Spaziergang, in der Straßenbahn, auf der Couch und in der Badewanne, wenn ich über meine Predigt nachdenke? Auch die Stunden, wenn ich mit

meiner Frau oder mit Amtsbrüdern über Themen rede, die die Predigt betreffen? Auch die Stunden, wenn ich mit Gemeindegliedern zusammenkomme und mir anhöre, was sie gerade bewegt?

Mit solchen Fragen kommen wir weg vom Quantitativen und hin zum Qualitativen, weg vom Stundenzählen und hin zur eigentlichen Vorbereitung.

Natürlich sollte man eine Predigt nicht nur in der Straßenbahn oder in der Badewanne vorbereiten, die Zeit am Schreibtisch ist unverzichtbar (oder auch am Stehpult, was manche bevorzugen). Jedenfalls braucht man Platz für die Bibel, für Hilfsbücher und für Notizen. Ich hebe zu diesem Zweck alle Blätter auf, die nur einseitig beschriftet sind, und verwende ihre Rückseiten großzügig für alle möglichen Ideen, Fragen und Zitate, die mir beim Textstudium über den Weg laufen. Und natürlich ist auch der Computer aus der Werkstatt des Predigers kaum noch wegzudenken. Da gibt es jede Menge Bibel-Software, da gibt es das fast allwissende Internet, und da kann man schließlich das Predigtmanuskript bequem erstellen sowie nach Herzenslust immer wieder umformulieren.

Ich arbeite gern am Schreibtisch, aber ich habe dort fast nie ein Predigtmanuskript in einer einzigen Marathon-Sitzung geschrieben. Wie gesagt: Die Predigtgedanken brauchen bei mir Zeit zum Ruhen und Reifen. So kommen meistens drei, vier oder mehr Schreibtischsitzungen zusammen, bevor das Manuskript steht. Ich muss dabei auf meine Konzentration und meinen Biorhythmus achten. Am besten kann ich vormittags arbeiten (bei jemand anders sind es vielleicht eher die Nachmittags- oder Nachtstunden). Jedenfalls hat es wenig Sinn, sich in müden Phasen an den Schreibtisch zu quälen, nur um dann nicht recht voranzukommen. Es hat wenig Sinn, dort ein oder zwei Stunden abzusetzen, wenn die geistige Regsamkeit blockiert ist. Ein Predigtlehrer hat mal den Tipp gegeben, dann lieber abzuschalten, spazierenzugehen, Sport zu treiben oder einen Krimi zu lesen. Das Unterbewusstsein arbeitet trotzdem weiter an der Predigt,

und wenn man sich zu günstiger Stunde wieder an den Schreibtisch setzt, dann staunt man, wie schnell sich die Knoten lösen.

Neben den Schreibtisch- und Ruhezeiten sollte ein Prediger auch Meditations- und Gesprächszeiten haben. Mit Meditation meine ich das betende Betrachten von Gottes Wort in der Stille, ohne Ablenkungen. Das kann in einer Kirche geschehen, in der Sakristei, beim Knien vor einer angezündeten Kerze oder auch auf einem Waldspaziergang. Und wer seine Predigtgedanken mit Glaubensbrüdern und -schwestern bespricht, wird fast immer weiterführende Impulse mitnehmen können.

Manche Pfarrer laden interessierte Gemeindeglieder zu offiziellen Predigtvorgesprächen ein. Sie verlaufen meistens ähnlich wie Bibelstunden. Auch ich habe damit gute Erfahrungen gemacht (jedenfalls bessere als mit Predignachgesprächen). Wenn man als Prediger selbst so ein Predigtvorgespräch leitet, sollte man sich allerdings vor zwei Extremen hüten: Einerseits darf man nicht wie mit Scheuklappen nur die eigenen Gedanken verfolgen, andererseits muss man aufpassen, dass hinterher die Predigt nicht durch Ideen und Erwartungen der Gemeindeglieder völlig fremdbestimmt wird.

Genug über die äußeren Bedingungen der Predigtvorbereitung; kommen wir zum Inhaltlichen. Womit soll ein Prediger *inhaltlich* beginnen?

Er könnte sich zunächst auf ein paar Grundregeln besinnen, die er bei jeder Predigt beherzigen möchte. Ich meine jetzt nicht so abgestandene Sätze wie: „Man darf über alles predigen, nur nicht über zwanzig Minuten.“ Es gibt viele andere Regeln, die mündlich oder schriftlich überliefert sind – zum Beispiel die, dass man eine Predigt immer mit etwas Positivem beginnen soll. Solche Regeln haben durchaus ihren Sinn, aber man sollte sie niemals als Gesetze der Perser und Meder ansehen. Trotzdem: Wenn du für dich als Prediger ein paar Grundregeln als hilfreich und wichtig erkannt hast,

schadet es nichts, wenn du sie dir vor jeder Predigt neu bewusst machst.

Mir sind allerdings einige grundlegende *Fragen* wichtiger als Regeln. Regeln können wie Kochrezepte zur Routine verführen, aber die grundlegenden Fragen richten die Gedanken immer wieder neu auf das Wesentliche aus. Sie lauten: *Warum* will ich predigen? *Was* will ich predigen? *Wie* will ich predigen?

Ich möchte mir immer wieder neu darüber klar werden, *warum* ich predigen will. Mein Predigen geschieht ja nicht zum Selbstzweck. Es ist ja auch nicht die Aufgabe eines Taxifahrers, einfach in der Gegend herumzufahren, sondern es ist seine Aufgabe, durch sein Herumfahren Leute zu befördern. Ebenso möchte ich als Prediger nicht einfach ein paar schöne Worte machen, sondern ich möchte mit meinen Worten Gott zu den Menschen bringen, und die Menschen zu Gott. Ja, ich möchte Menschen in den Himmel predigen und dabei Gott ehren. Predigen ist nicht einfach ein Job und auch kein Unterhaltungsevent, sondern ein auf Leben und Tod wichtiger, heiliger Kommunikationsdienst. Darauf möchte ich mich vor jeder Predigt besinnen.

Und *was* will ich predigen? Die Gemeindeglieder erwarten dies und jenes; auch meine Amtsbrüder und meine kirchlichen Vorgesetzten haben bestimmte Erwartungen. Ich stehe immer in der Gefahr, diesen Erwartungen entsprechen und Menschen nach dem Mund reden zu wollen. Schließlich möchte ich von meinen Mitmenschen geachtet und geliebt werden, vielleicht sogar ein bisschen bewundert, und ich möchte niemanden enttäuschen oder verärgern. Aber da ist auch Jesu Vermächtnis: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe“ (Matthäus 28,20). Und da ist das vorbildliche Selbstverständnis des Predigers und Apostels Paulus: „So sind wir nun Botschafter an Christi statt“ (2. Korinther 5,20). Es wäre grundverkehrt, wenn ein Bote nicht das ausliefert, was ihm aufgetragen ist, sondern etwas anderes, was die Leute vielleicht lieber

haben möchten. Denn das ist doch ganz klar: Im Kommunikationsprozess bestimmt nicht der Empfänger die Botschaft und auch nicht das Medium, sondern der Sender. Ich bin von Gott dazu berufen und werde von der Kirche dafür bezahlt, dass ich nichts anderes als Gottes Wort predige, mit dem Evangelium von Jesus Christus im Zentrum. Als guter Botschafter werde ich mir genau überlegen, *wie* ich etwas sage, aber *was* ich sagen soll, das ist vorgegeben.

Um das *Wie* wird es im 5. bis 7. Kapitel gehen (Aufbau, Sprache und Vortrag der Predigt), um das *Was* im 3. Kapitel (Botschaft bzw. der Inhalt der Predigt). Hier in diesem Kapitel geht es zunächst nur um die Predigtvorbereitung als solche.

Da komme ich noch einmal auf das abgewandelte Herberger-Zitat zurück. Wir haben es bisher so betont: Nach der Predigt ist *vor* der Predigt. Aber man kann es auch so betonen: *Nach* der Predigt ist vor der Predigt. Was ist dann anders? Diese Betonung richtet das Augenmerk darauf, dass dem Vorbereiten und Halten einer Predigt eine andere Predigt vorausgegangen sein muss. Ich beziehe das auf *Gottes* Predigt, die Botschaft von Gottes Wort. Die muss ein Prediger erst aufmerksam hören, bevor er selbst predigt. Ich gehe sogar so weit zu behaupten: Das Hören auf Gottes Wort ist der wichtigste Teil der Predigtvorbereitung. Gott hat sich bestimmt etwas dabei gedacht, dass er den Menschen mit zwei Ohren, aber mit nur einem Mund ausgestattet hat. Jesus forderte seine Weggenossen wiederholt auf: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!“ Und sein Bruder Jakobus mahnte: „Ein jeder Mensch sei schnell zum Hören, langsam zum Reden“ (Jakobus 1,19). Samuel betete: „Rede, denn dein Knecht hört“ (1. Samuel 3,10). Demütig betend auf Gottes Offenbarung achten, das steht am Anfang jeder rechten Predigt. Und nicht nur am Anfang, sondern diese Haltung sollte die gesamte Predigtvorbereitung bis hin zur Kanzel begleiten. Ja, das ist das Wichtigste beim Predigen: Hören und beten, beten und hören!

Aber genau auf welche Worte soll denn nun der Prediger hören? Da sind wir bei der Frage der Textauswahl. Oft ist es freilich keine Wahl, sondern nur das Herausfinden eines vorgegebenen Textes.

Als Theologiestudent habe ich in einem Seminar übers Predigen Folgendes erlebt: Der Dozent verteilte Zettel mit Predigttexten, die einzelnen Studenten zugeordnet waren. Jeder sollte zum Ende des Semesters eine Predigt zu seinem Text anfertigen. Als es so weit war und wir uns gegenseitig unsere Predigten hielten, da stellte sich heraus, dass ein Student einen anderen Text gewählt hatte. Wahrscheinlich war es nur ein Irrtum, er war mit den Augen in eine falsche Zeile gerutscht. Jedenfalls hielt dieser Student über einen anderen als dem ihm zugeordneten Text eine ziemlich gute Predigt. Aber der Dozent wollte sie nicht bewerten und meinte, der Student müsse noch einmal eine Predigt über seinen richtigen Text anfertigen. Ich habe damals versucht, für meinen Kommilitonen eine Lanze zu brechen und den Dozenten umzustimmen, aber er blieb unbittlich. Wir haben damals zumindest dies gelernt: Sorgfalt bei der Textauswahl ist eine wichtige Sache.

Nun sieht es ja bei der regulären Sonntagspredigt etwas anders aus als im homiletischen Seminar. Obwohl: Viele Prediger machen es auch so, dass sie ihre Predigttexte bestimmten Listen entnehmen. Wenn diese dem Kirchenjahr folgen, nennt man sie „Perikopenreihen“. In vielen evangelischen Kirchen Deutschlands wird die vor einigen Jahren revidierte sechsjährige Reihe verwendet, die neben den Evangelien- und Epistellesungen je vier weitere Bibeltex te angibt, darunter auch die alttestamentliche Lesung. Manche Pfarrer halten sich streng an die jeweilige Predigtreihe, die für das laufende Kirchenjahr gilt. Andere nehmen sich die Freiheit, hin und wieder davon abzuweichen. Die Perikopenreihe selbst bietet zu diesem Zweck einige Ausweich- bzw. „Marginaltexte“ für jeden Sonn- und Feiertag an.

Perikopenreihen bietet den Vorteil, dass die meisten bekannten und bedeutenden Bibelstellen im Lauf einer bestimmten Zahl von Jahren ausgelegt werden. Dabei ist sichergestellt, dass sie einen mehr oder weniger engen Bezug zum liturgischen Profil des betreffenden Sonn- oder Feiertags haben, zum sog. Proprium. Ein weiterer Vorteil besteht darin, dass der Prediger sich nicht auf seine Lieblingstexte oder biblischen Lieblingsbücher zurückziehen kann, sondern dass er sich mit vielerlei und teilweise auch schwierigen Abschnitten der Bibel auseinandersetzen muss. Wenn ihm allerdings ein Text *zu* schwer erscheint, dann sollte er doch besser auf einen anderen ausweichen. Dasselbe empfiehlt sich, wenn ein Pfarrer über denselben Text an mehreren Sonntagen in verschiedenen Kirchen predigen will; andernfalls läuft er Gefahr, dass die Gemeinde bereits am Sonntag zuvor eine Predigt über denselben Text von seinem Amtsbruder gehört hat. Schlimm wäre das zwar nicht, aber man möchte es doch lieber vermeiden.

Es gibt noch andere Gründe, sich selbstständig seinen Predigttext zu wählen. Für Werktags- und Nebengottesdienste sowie für Beichtandachten stehen oft keine Perikopenlisten zur Verfügung. Bei besonderen Anlässen wie Hochzeiten oder Beerdigungen wird gern über Tauf-, Konfirmations- und Trausprüche gepredigt, oder die betroffenen Gemeindeglieder wünschen sich Texte. Wenn die Gemeinde an einem Sonntag ein besonderes Fest begeht, kann auch da die Wahl eines speziellen Predigttextes sinnvoll sein. Zum Beispiel empfiehlt es sich, im Familiengottesdienst beim Abschluss einer Kinderbibelwoche das Thema der Freizeit aufzugreifen.

An dieser Stelle gestehe ich, dass ich mir oft die Freiheit genommen habe, Predigttexte selbstständig auszuwählen, auch wenn kein besonderer Grund vorlag. Natürlich habe ich auch über die Perikopentexte gepredigt. Aber ich hatte keine Lust, alle sechs Jahre immer wieder dieselben Texte auszulegen. Wenn ein Pfarrer das konsequent täte, müsste er in dreißig Jahren fünfmal über jeden dieser

Texte predigen. In meinem persönlichen Bibelstudium bin ich immer wieder auf schöne und interessante Texte gestoßen, über die ich gern predigen wollte, die aber in den Perikopenreihen nicht vorkommen. Ich habe diese weniger bekannten Texte gewissermaßen für mich „entdeckt“ und wollte die Gemeinde durch Predigten auf diese Entdeckungsreisen mitnehmen. Ich hätte es schade gefunden, ihr diese biblischen Schätze vorzuenthalten. Nach solchen Predigten habe ich stets positive Rückmeldungen bekommen.

Außerdem wollte ich mit meiner freien Textwahl etwas für die Bibelkenntnis der Gemeinde tun. Immer mehr Christen begegnen nämlich lediglich im Gottesdienst der Heiligen Schrift und kennen von ihr nur das, was dort verlesen und ausgelegt wird. Sogar auf ein allgemein bekanntes Repertoire biblischer Geschichten aus dem Kindergottesdienst kann man heute nicht mehr zurückgreifen. Wenn man sich im Gottesdienst auf Perikopentexte beschränkte, kämen viele biblische Geschichten und etliche biblische Bücher nie vor, und vielen Gemeindegliedern blieben sie unbekannt. Natürlich versuche ich stets, die frei gewählten Bibeltexte passend zum jeweiligen Gottesdienst bzw. zur jeweiligen Kirchenjahreszeit auszusuchen und dabei nicht einseitig zu sein. Auch hüte ich mich davor, einen Predigttext nur deshalb auszuwählen, um damit meine persönliche Meinung zu irgendetwas zu untermauern. Gerade bei freier Textauswahl muss man sich bewusst machen, dass Gottes Wort der Predigt vorgeordnet ist.

Weil die ganze Bibel Gottes Wort ist, meinte ich früher, man könne grundsätzlich über jeden Text der Heiligen Schrift predigen. Heute vertrete ich diese Meinung nur noch eingeschränkt. Ich gebe zu: Bei manchen Texten ist der exegetische Anmarschweg einfach zu lang, oder sie sind zu fremdartig oder zu schockierend, um ungeschützt in der öffentlichen und zeitlich begrenzten Verkündigungssituation verlesen und allgemeinverständlich ausgelegt zu werden.

Manche Prediger wählen sich Predigttexte, die nicht in den kanonischen Texten des Alten und Neuen Testaments stehen – seien es apokryphe Texte, Abschnitte aus kirchlichen Bekenntnisschriften oder auch Choralverse. Da bin ich eher zurückhaltend. Über solche Sekundärtexte habe ich nur dann gepredigt, wenn sie sich auf kanonische Texte bezogen, und diese biblischen Texte habe ich dann auch als Predigttext mit verlesen. Am liebsten aber schöpfe ich direkt an der Quelle das klare Wasser von Gottes Wort, nicht erst weiter unten am Bach.

Zur Textauswahl gehört unbedingt eine Besinnung darüber, wie der gewählte Abschnitt abgegrenzt ist. Das Fremdwort „Perikope“ meint eigentlich das „ringsum Behauene“, also einen Ausschnitt aus einem größeren Zusammenhang. Fast alle Predigttexte, auch die der offiziellen Perikopenreihen, sind ja einem größeren Zusammenhang entnommen. Bei der Abgrenzung ist darauf zu achten, dass der Sinn des Kontextes nicht entstellt oder unzulässig verkürzt wird. Wenn ich nächsten Sonntag über Gottes Befehl predigte: „Geh aus deinem Vaterland“ (1. Mose 12,1) und am übernächsten Sonntag über den Satz: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“ (Psalm 37,3b), dann würde das Kontext-unkundige Gemeindeglieder bestimmt irritieren.

Der Predigttext sollte idealerweise etwas Typisches aus dem Kontext zum Ausdruck bringen und aus sich selbst heraus verständlich sein. Auch sollte er mit all seinen Versen in der Predigt aufgegriffen werden. Wenn der Prediger nur über einige Verse einer vorgegebenen Perikope predigen möchte, darf er sie durchaus kürzen. Wenn er aber Verse mittendrin auslassen will, sollte er sich ehrlich sein Motiv dafür bewusst machen. Es wäre nicht richtig, wenn er der Gemeinde einfach nur einen schwer verdaulichen Satz vorenthalten oder sich vor einer unbequemen Wahrheit drücken will.

Grundsätzlich gibt es aber keine Untergrenze für die Länge eines Predigttextes. Ich habe auch schon mal über ein einziges Wort gepredigt: „Hosianna!“ Andererseits habe ich auch schon Predigten

über zwei Predigttexte aus verschiedenen Büchern der Bibel gehalten, die in einem inhaltlichen Zusammenhang stehen.

Umgekehrt: Wenn dem Prediger ein längerer Erzählzusammenhang, über den er predigen will, nicht so gut zum Vorlesen erscheint, kann er den Text im Laufe der Predigt abschnittsweise verlesen oder auch teilweise zusammenfassend nacherzählen. Allerdings habe ich es fast immer so gehalten, dass ich mindestens einen Teil des Predigttextes gleich zu Anfang verlese, bevor ich mit meiner Predigt beginne. Ich möchte damit zeichenhaft deutlich machen: Gottes direkt geoffenbartes Wort geht stets meinem Predigen voraus.

Für die „festarme“ Zeit des Kirchenjahres, also für die Sonntage nach Trinitatis, lassen sich gut Predigtserien bzw. -reihen planen. Es handelt sich dabei gewissermaßen um eine Predigt in mehreren Folgen. Auf diese Weise kann man einen längeren biblischen Zusammenhang oder sogar manches komplette Bibelbuch auslegen. So habe ich das inhaltsschwere Knecht-Gottes-Lied in Jesaja 52/53 einmal in acht aufeinander folgenden Predigten ausgelegt. Für solche Serien können auch Predigttexte nach thematischen oder biografischen Gesichtspunkten zusammengestellt werden. Ich habe einmal eine dreiteilige Predigtreihe über Isaak gehalten und eine sechsteilige Reihe über das Fasten. Besonders gut für Predigtreihen eignen sich Wochengottesdienste wie z. B. Passions- oder Advents-andachten.

Der Anfang ist gemacht, Gottes Hilfe ist erbeten, Vorfragen sind geklärt, ein Text ist ausgewählt. Wie geht es weiter?

Zunächst muss sich der Prediger gründlich mit dem Bibeltext beschäftigen, damit er ihn genau versteht. Er macht das normalerweise so, wie er es im Theologiestudium bzw. in seiner Prediger-ausbildung gelernt hat: Er erstellt eine Exegese. Wenn er die biblischen Ursprachen beherrscht, wird er den Urtext laut lesen, eine eigene Übersetzung anfertigen und diese dann mit anderen

Übersetzungen vergleichen. Es ist dabei überaus wertvoll, wenn der Prediger mit der Zeit ein eigenes Sprachgefühl für Griechisch und Hebräisch entwickelt. Aber es ist durchaus auch sinnvoll, hin und wieder mit dem deutschen Text zu beginnen und ihn sich laut vorzulesen. Dabei kann der Prediger einen ähnlichen ersten Eindruck gewinnen, wie ihn später die Predigthörer auch haben werden. Wenn der Prediger mit der Exegese fertig ist, hat er diesen spontanen Ersteindruck nicht mehr.

Die einzelnen Schritte einer fachgerechten Exegese möchte ich hier nicht ausführlich behandeln; dafür gibt es andere Bücher und Informationsquellen. Nur so viel: Es geht schlicht und einfach darum, den Text so zu verstehen, wie er gemeint ist – vom menschlichen Autor und darüber hinaus auch vom Heiligen Geist, dem göttlichen Autor hinter dem menschlichen Autor.

Die Gliederung und die Gedankenfolge wollen richtig erkannt sein. Bildliche Sprache und Gleichnisse müssen in Klartext übertragen werden. Begriffe und Vorgänge aus der damaligen Alltagswelt sollen dem Prediger bewusst werden. Die Situation des Autors sowie auch die Situation seiner ersten Adressaten sollte, wenn möglich, erfasst werden. Der Zusammenhang des umgebenden Textes ist zu untersuchen, dazu auch der große Zusammenhang der Heiligen Schrift mit ihrem Gesamtzeugnis und der von ihm abgeleiteten christlichen Lehre. Ein besonderes Augenmerk ist dabei auf die Beziehung zwischen Altem und Neuem Testament zu richten: Wie weist das Alte Testament voraus auf den Neuen Bund? Und wie zitiert das Neue Testament das Alte? Hilfreich sind darüber hinaus Beobachtungen zu Wortwahl, Stil und Emotionalität des Textes: Ist es ein Klagegebet, ein sachlicher Bericht oder ein jubelnder Hymnus?

Der Prediger wird bei der Exegese in der Regel auf hilfreiche Bücher zurückgreifen, sog. Sekundärliteratur. Ich empfehle aber, dies erst zu tun, nachdem man sich ein paar eigene Gedanken gemacht hat. Ich

schreibe nach dem ersten Kontakt mit dem Predigttext immer gleich auf, was mich an ihm freut, betroffen macht, irritiert, mir unverständlich bleibt oder besonders wichtig erscheint. Dann erst schlage ich Bücher auf, die mir zu einem besseren Verständnis verhelfen können. Das können Wörterbücher sein, Grammatiken, Konkordanzen, Bibellexika und, last not least, Bibelkommentare. Aber Vorsicht! Oft enthalten sie nicht nur Fakten, sondern auch Meinungen der Verfasser. Der Prediger tut gut daran, Kommentar-Informationen kritisch zu lesen und sich stets dafür zu interessieren, ob und wie sie begründet sind. Auch wenn mehrere Kommentare in bestimmten Anschauungen übereinstimmen, heißt das nicht, dass diese unbedingt richtig sind; schon manchen Unsinn hat einer vom andern abgeschrieben. Einen erfrischenden Kontrapunkt zu modernen Kommentaren kann die Lektüre alter Auslegungen und Predigten setzen, bis hin zu Luther und den Kirchenvätern.

Es ist eine gute Gewohnheit, die Exegese mit dem Formulieren eines sog. Skopos abzuschließen, nämlich mit einem Satz, der kurz und klar den Hauptinhalt des Predigttextes zusammenfasst.

Auf die Exegese folgt die sog. homiletische Besinnung, also das Nachdenken darüber, wie und was man über diesen Bibeltext predigen kann. Das heißt: Sie *sollte* folgen. Bei mir fängt sie immer schon viel früher an, und von anderen Predigern ist mir das auch bekannt. Es geht eben nicht immer streng nach Lehrbuch. Mir kommen bereits Gedanken zur Predigt, wenn ich den Text zum ersten Mal lese, wenn ich ihn übersetze und wenn ich mich bei der Exegese um seinen Sinn mühe. Diese Gedanken notiere ich mir sogleich, damit ich sie parat habe, wenn es ans Ausarbeiten der Predigt geht. Ich fühle mich dabei durchaus nicht der Voreiligkeit schuldig, aber ich achte darauf, dass frühe Predigtgedanken wieder durchgestrichen werden, wenn sie sich im Verlauf der Exegese als abwegig erweisen.

Bei der homiletischen Besinnung sollte all das bedacht werden, was über den Bibeltext hinaus für die Predigt eine Rolle spielen könnte. Da gibt es immer einen Bezug zur kirchlichen Lehre, wie sie im Glaubensbekenntnis und in anderen Bekenntnistexten formuliert ist. Da kann es hilfreich sein, die Auslegungs- und Anwendungsgeschichte des Textes zu berücksichtigen. Da ist der Bezug zum Kirchenjahr und zum Proprium des Sonn- oder Feiertags herzustellen. Da ist die aktuelle Situation in der Gemeinde, in der Stadt oder in der Weltgeschichte zu bedenken, die viele Gemeindeglieder momentan bewegen mag und auf die man u. U. eingehen sollte. Und da kann es viele weitere Aspekte geben, die in der Predigt angesprochen werden oder anklingen könnten.

Viele Prediger lassen sich in dieser Phase ihrer Arbeit gern von gedruckten Predigthilfen, sog. Predigtmeditationen, anregen, oder auch von Predigten anderer zum selben Text. Hier gilt, wie auch schon beim Gebrauch von Kommentaren, der Grundsatz: „Prüft aber alles und das Gute behaltet“ (1. Thessalonicher 5,21). Ich selbst habe bei der homiletischen Besinnung nie auf Predigtmeditationen zurückgegriffen und nur selten andere Predigten gelesen. Mir kommen immer so viele eigene Gedanken, dass ich mich von zusätzlichen Gedanken meistens überfüllt fühle. Andere mögen das anders erleben und dankbar auf Fremdgeanken zurückgreifen. Ich rate aber zu bedenken, dass eine schriftliche Predigtmeditation gewissermaßen vorgekochte Zutaten für eine Predigt enthält. Etwas Frisches kochen dauert zwar länger, ist aber letztlich schmackhafter als das Essen aus der Konserve.

Die homiletische Besinnung ist eigentlich eine Gedankensammlung, wobei die Gedanken meistens als Stichwörter und unzusammenhängende Sätze auf irgendwelchen Zetteln gekritzelt stehen. Der nächste vorbereitende Arbeitsschritt gleicht dem Verfassen eines Aufsatzes: Die Gedanken müssen sortiert, formuliert und poliert werden. Beim Sortieren werden weniger gute oder thematisch un-

wichtige Gedanken aussortiert und dann die verbleibenden Gedanken in eine sinnvolle Reihenfolge gebracht. So entstehen Thema und thematische Entfaltung bzw. Gliederung der Predigt. Beim Ausformulieren meißelt man die wohl geordneten Gedanken in möglichst klare, anschauliche Formulierungen. Jetzt entsteht das Predigtmanuskript. Bleibt schließlich noch das Polieren: Der Prediger sollte mindestens zwei- bis dreimal sein Manuskript durchgehen, den Sachgehalt und die Gedankenfolge prüfen sowie an den Formulierungen feilen.

Wenn das Predigtmanuskript vollendet ist, folgt noch ein weiterer wichtiger Teil der Predigtvorbereitung (der leider oft vernachlässigt wird): Der Prediger macht sich mit dem Inhalt des Manuskripts so vertraut, dass er die Predigt gut vortragen kann. Und das heißt: Sie soll von der Kanzel nicht vorgelesen klingen und mit möglichst wenig Kopfwackeln zwischen Manuskript und Gemeinde gehalten werden.

Dann ist es soweit, der Gottesdienst beginnt. Wenn die Gemeinde das Lied vor der Predigt singt und ich mich zur Kanzel begeben, spreche ich noch einmal ein kurzes Gebet, zum Beispiel: „Herr, tue meine Lippen auf, dass mein Mund deinen Ruhm verkündige“ (Psalm 51,17). Erst dann bin ich mit der Predigtvorbereitung fertig – und fange mit der Predigt an.

3. KAPITEL:

Sagen, was Sache ist

Die Botschaft der Predigt

Manchmal träume ich, was viele Prediger träumen: Ich stehe auf der Kanzel und weiß nicht, was ich sagen soll. Mir fehlt das Predigtmanuskript, und den Predigttext habe ich auch vergessen. Glücklicherweise erwache ich aus solchen Träumen und kann darüber lächeln. Nur ganz selten kommt es im wirklichen Leben vor, dass ein Pfarrer nicht weiß, was er sagen soll.

Neben solchen Alpträumen kann es aber auch unangenehme Tagträume eines Predigers geben. In einem solchen Tagtraum sehe ich mich einer Schar von Anwälten gegenüber, die mir alle sagen, was ich predigen soll. Was fordern diese Anwälte?

Der Anwalt der Exegese sagt: „Erkläre den Bibeltext! Erkläre ihn sachlich richtig und so, dass die Gemeinde ihn versteht! Lass dabei keine Fragen offen, die sich beim Hören des Textes einstellen!“

Der Anwalt der lutherischen Glaubenslehre sagt: „Predige Gottes Gesetz und predige das Evangelium von Jesus Christus! Unterscheide beides richtig voneinander! Hüte dich davor, das Evangelium von Gottes Gnade an gesetzliche Bedingungen zu knüpfen!“

Der Sakraments-Anwalt sagt: „Erinnere die Christen immer wieder an ihre Taufe und mache ihnen das Geheimnis des Heiligen Abendmahls lieb und wert, damit sie beständig im Glauben bleiben!“

Der Bekehrungs-Anwalt sagt: „Rüttle die Hörer auf, halte ihnen ihre Sünden vor! Sie sollen darüber zerknirscht sein, Buße tun und die Kirche als andere Menschen verlassen.“

Der Seelsorge-Anwalt sagt: „Trost und Ermutigung tun not in unserer Zeit, wo so viele Menschen verunsichert, ausgebrannt und depressiv sind. Lass deine Worte Balsam sein für ihre Seelen!“

Der Aktualitäts-Anwalt sagt: „Gib den Leuten Orientierung im Blick auf die vielen Fragen und Probleme unserer Zeit! Sie brauchen eine christliche Kommentierung des Weltgeschehens.“

Der Alltags-Anwalt sagt: „Mach deinen Hörern klar, was Gottes Wort konkret mit ihnen persönlich zu tun hat und wie es in ihr Leben hineinwirkt!“

Der Ethik-Anwalt sagt: „Lehre die Menschen, zwischen gut und böse zu unterscheiden, und erkläre ihnen, wie sie das in ihrem Leben umsetzen können!“

Der Gemeinschafts-Anwalt sagt: „Stärke das Wir-Gefühl in der Gemeinde und in der Gesellschaft! Predigthörer sind ja kein zufällig zusammengewürfeltes Publikum, sondern Gottes Volk. Verschweige dabei nicht den Auftrag, den wir als Kirche in der Welt haben, und ermutige jeden, sich mit seinen Gaben dabei einzubringen!“

Der Ökumene-Anwalt sagt: „Tu in der Predigt nicht so, als ob es nur deine Gemeinde und deine Konfession gäbe. Lenke die Blicke über den Tellerrand, würdige das Positive in anderen Kirchen, setz dich aber auch kritisch mit ihren Lehren auseinander!“

Der Missions-Anwalt sagt: „Mache den Christen ihre Verantwortung bewusst, in einer zunehmend gottlos werdenden Umwelt Zeugen des Herrn zu sein, Salz der Erde und Licht der Welt!“

Der Ewigkeits-Anwalt sagt: „Es könnte sein, dass einer unter deiner Kanzel sitzt, der bald nicht mehr am Leben sein wird. Sieh zu, dass er noch einmal das hört, was für ein seliges Sterben nötig ist!“

Und der Emotions-Anwalt sagt: „Schau sie dir an, die vielen traurigen und verzagten Gesichter! Du musst so predigen, dass die Leute fröhlich und getrost nach Hause gehen können!“

Diese Anwälte sind respektable Persönlichkeiten. Dem, was sie sagen, kann man nur beipflichten. Aber im ersten Moment stehe ich als Prediger ganz klein vor ihnen da, schwitze und kann mir nicht vorstellen, wie ich all diesen Anforderungen gerecht werden soll. Was für eine Woge von Erwartungen bricht da über meinem Kopf zusammen! Manche von ihnen schließen geradezu einander aus. Wie soll ich denn mit meiner Predigt aufrütteln und zugleich beruhigen, zerknirschen und zugleich erfreuen, zur Veränderung aufrufen und zugleich zur Beständigkeit ermahnen? Wie soll ich das alles unter einen Hut kriegen?

Ich hole tief Luft und stelle im zweiten Moment fest, dass die Anforderungen der Anwälte, genauer betrachtet, doch gar nicht so weit auseinander liegen, wie es im ersten Moment schien. Es gibt durchaus einen inneren Zusammenhang. Und ich muss ja nicht in jedem Teil der Predigt *allen* Anforderungen genügen, nicht einmal in jeder Predigt. Wenn ich immer wieder derselben Gemeinde predige, kann ich die Anliegen der Anwälte auf mehrere Predigten verteilen, die dann jeweils ihren eigenen Schwerpunkt haben.

Im dritten Moment hebe ich selbstbewusst meinen Kopf und erwidere den Anwälten: Was gehen mich eure Erwartungen an? Ich bin doch einfach nur Medium in Gottes Kommunikationsprozess, nicht mehr und nicht weniger. Gott ist mein Auftraggeber, und was ich mit meiner Predigt abliefern, habe ich allein vor ihm zu verantworten. Gott aber erwartet nicht mehr von mir, als dass ich einfach sage, was Sache ist – *seine* Sache, *sein* Wort.

Liebe Leserin, lieber Leser, lass mich von diesem dritten Ansatz her die knifflige Aufgabe angehen, etwas Grundsätzliches über den

Inhalt bzw. die Botschaft einer Predigt zu sagen. Am Ende werden dann, so hoffe ich, auch meine imaginären Anwälte zufrieden sein.

Im göttlichen Kommunikationsprozess sind Prediger grundsätzlich nicht anders Medium als Christi Apostel. Für diese gilt ebenso wie für jene: „So sind wir nun Botschafter an Christi statt“ (2. Korinther 5,20). Wenn ein Prediger das verinnerlicht hat, dann weiß er, dass die Botschaft seiner Predigt die Botschaft des Herrn Jesus Christus sein muss. Das Vermächtnis des auferstandenen Herrn gilt bis heute: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe“ (Matthäus 28,20). Alles, was Jesus seinen Jüngern anvertraut hat, macht seine Botschaft aus, die er weiterverkündigt haben will. Und das ist nichts anderes, als was der himmlische Vater selbst seinem eingeborenen Sohn anvertraut hat. Jesus betonte: „Ich habe nicht aus mir selbst geredet, sondern der Vater, der mich gesandt hat, der hat mir ein Gebot gegeben, was ich tun und reden soll“ (Johannes 12,49).

Was genau bedeutet das aber für die christliche Verkündigung? Diese Frage hat mich schon als Theologiestudent schwer beschäftigt. Da habe ich untersucht, wie die Apostel das Vermächtnis des Auferstandenen umgesetzt und ihrerseits gepredigt haben. Ich habe mir gedacht: Durch das Vorbild von Christi Erstbotschaftern kann ich Wesentliches darüber lernen, was die Botschaft meiner Predigt zu sein hat.

Nach der Erstverkündigung der Erstbotschafter zu Pfingsten meinten die Ersthörer erstaunt: „Wir hören sie in unsern Sprachen die großen Taten Gottes verkünden“ (Apostelgeschichte 2,11). Diese wunderbar kurze Zusammenfassung der apostolischen Botschaft macht zugleich deutlich, was bei den Ersthörern als Hauptsache hängengeblieben ist: „die großen Taten Gottes“. Daraus folgt: Hauptthema einer Predigt ist nicht, was Menschen tun oder tun sollen, sondern was Gott tut. Es ist auch heute noch gut und richtig, wenn von christlichen Predigten vor allem „die großen Taten Gottes“ bei den Hörern in Erinnerung bleiben.

Das heißt natürlich nicht, dass der Mensch mit seinem Denken, Fühlen, Reden und Handeln unwichtig wäre. Auch auf sein Zweifeln und Sündigen sollte der Prediger eingehen. Aber bei den „großen Taten Gottes“ liegt das Hauptgewicht. Auf sie muss dann auch all das bezogen werden, was vom Menschen zu sagen ist.

Welche „großen Taten Gottes“ sind gemeint? Es sind nicht unbedingt die persönlichen guten Erfahrungen mit Gott, die jemand in seinem Leben bisher gemacht hat, auch nicht seine eigenen weltanschaulichen Einsichten und Visionen. Die Predigt der zur öffentlichen Verkündigung berufenen „Hirten und Lehrer“ ist nämlich etwas anderes als ein persönliches christliches Glaubenszeugnis. Natürlich ist der Prediger auch Mitbruder und kann ein persönliches Zeugnis von Gottes Wirken in seinem Leben ablegen, aber vor allem ist er berufen, Christi Botschaft nach dem Vorbild der Apostel weiterzusagen.

So soll der Prediger sich vor allen Dingen an jene „großen Taten Gottes“ halten, die in der Bibel überliefert sind. Deshalb liegt fast allen Predigten ein biblischer Text zugrunde. Der Prediger wird in seiner vorbereitenden Exegese vor allem darauf achten, was sein Text über Gottes Tun aussagt. Er wird dabei die Erfahrung machen, dass manche Fragen offen bleiben. Eigentlich macht das nichts – wenn der Prediger nicht der Gefahr des Spekulierens erliegt und seine exegetischen Vermutungen zum Gegenstand der Predigt macht anstelle der unzweifelhaft überlieferten „großen Taten Gottes“. Man kann zwar auch mal unsichere Auslegungen und unterschiedliche Meinungen von Bibelkommentaren in die Predigt einflechten, sollte sie dann aber klar als spekulativ kennzeichnen. Meistens ist es jedoch besser, exegetische Spekulationen wegzulassen, denn die Predigt soll ja die Glaubensgewissheit stärken.

Die Botschaft der Predigt muss zuverlässig wahr sein. Die Hörer müssen sich darauf verlassen können, dass die verkündigten „großen Taten Gottes“ wirklich geschehen sind bzw. geschehen werden.

Dabei geht es nicht nur ums Rechthaben und um die intellektuelle Redlichkeit, sondern dabei geht es – ich habe schon oben darauf hingewiesen – letztlich um Leben und Tod. Wenn mein Nachbar mir versichert, dass er nüchtern ist, dann mag das stimmen, aber im Grunde geht es mich nichts an. Wenn ich aber in einem Bus sitze, dann möchte ich mich darauf verlassen können, dass der Fahrer nüchtern ist – davon hängt unter Umständen mein Leben ab.

Die „großen Taten Gottes“, von denen die Apostel zu Pfingsten und auch danach immer wieder redeten, sind nun allerdings nicht sämtliche in der Bibel berichteten oder angekündigten göttlichen Werke, sondern einige besonders herausragende, allen voran die Lebenshingabe Christi am Kreuz und seine Auferstehung von den Toten. Dieses Doppelereignis nimmt eine Schlüsselstellung in der apostolischen Verkündigung ein. Der Apostel Paulus hat das im Blick auf seine eigene Verkündigung ausdrücklich bestätigt. Er schrieb den Christen in Korinth: „Ich hielt es für richtig, unter euch nichts zu wissen als allein Jesus Christus, ihn, den Gekreuzigten“ (1. Korinther 2,2). Und im Römerbrief verknüpfte Paulus den seligmachenden Glauben mit der „großen Tat“ Gottes, dass er seinen eingeborenen Sohn von den Toten auferweckt hat: „Wenn du mit deinem Munde bekenntest, dass Jesus der Herr ist, und glaubst in deinem Herzen, dass ihn Gott von den Toten auferweckt hat, so wirst du gerettet“ (Römer 10,9). Alle anderen „großen Taten“ Gottes sind dieser einen Heilstat zu- und untergeordnet.

Die Verkündigung von Christi Kreuz und Auferstehung wird nach einem griechischen Wort „Evangelium“ genannt, das bedeutet „gute Nachricht“ bzw. „frohe Botschaft“. Sensationell gut ist diese Nachricht deswegen, weil Christus mit seinem Sterben und Auferstehen die beiden größten Feinde der Menschheit besiegt hat, nämlich die Sünde und den Tod. Von diesem Sieg haben alle einen Nutzen, die an Jesus glauben. Es geht bei Jesu Tod und Auferstehung letztlich um nicht weniger als darum, dass Menschen ihre Sünden vergeben

bekommen und ewig leben werden. Deswegen ist diese Botschaft auch über die Maßen froh bzw. frohmachend. Sie eröffnet uns Menschen den einzig möglichen Weg, um unsere Sündenschuld loszuwerden und den Tod zu überwinden.

Damit ist das Evangelium von Jesus Christus nicht nur ein verbaler, sondern ein ganz realer Trost, eine wirklich befreiende und hilfreiche Botschaft. Auch wenn sie schlicht und sachlich verkündigt wird, entfaltet sie eine frohmachende und tröstende Kraft. Ein Prediger des Evangeliums braucht darum keine Grinsmaske aufzusetzen und keine Witzchen zu erzählen, damit seine Hörer fröhlich werden. Die Frage, wie emotional eine Predigt sein darf, wird angesichts der überaus frohen Botschaft von Gottes Heilshandeln in Christus zweitrangig bis unwichtig.

Ich komme zurück zum Vorbild der Apostel. Wenn sie von den „großen Taten Gottes“ sprachen, die in Christi Kreuz und Auferstehung gipfeln, dann nahmen sie dabei sehr häufig Bezug auf die Vorgeschichte. Die ganze Weltgeschichte und vor allem die Geschichte Israels kommen da ins Bild. „In ihm hat er uns erwählt, ehe der Welt Grund gelegt war“, verkündete Paulus von Christus (Epheser 1,4). Jesus selbst bezeugte: „Es muss alles erfüllt werden, was von mir geschrieben steht im Gesetz des Mose und in den Propheten und Psalmen“ (Lukas 24,44). Wesentliche Teile der Pfingstpredigt des Petrus bestehen darin, dass er drei alttestamentliche Prophezeiungen zitiert und interpretiert. Und noch einmal Paulus: „Auf alle Gottesverheißungen ist in ihm das Ja“ (2. Korinther 1,20).

Die Vorgeschichte des Evangeliums besteht jedoch nicht nur aus Prophetenworten, die das Kommen des Messias ankündigen, sondern aus der ganzen alttestamentlichen Überlieferung. Wenn jemand einen Predigttext aus dem Alten Testament auslegt, sollte er das berücksichtigen. Sagen, was Sache ist, heißt nicht nur, die alttestamentlichen Texte auf dem Hintergrund der Geschichte Israels

zu deuten, sondern auch, sie im Hinblick auf Christus und seine Erlösungstat auszulegen.

Dasselbe gilt sinngemäß auch für solche Predigttexte aus dem Neuen Testament, die nicht direkt von Christi Tod und Auferstehung handeln. Wieder können wir da von den Aposteln lernen. Der Apostel Petrus z. B. predigte vor Kornelius und dessen Angehörigen zunächst über Johannes den Täufer sowie über Jesu Tätigkeit als Heiler und Wundertäter. Dann fuhr er fort: „Den haben sie an das Holz gehängt und getötet. Den hat Gott auferweckt am dritten Tag und hat ihn erscheinen lassen...“ (Apostelgeschichte 10,39-40). Das bestätigt: Ein „Botschafter an Christi statt“ redet niemals nur vom Lehrer, Heiler und Wundertäter Jesus, sondern immer auch und in erster Linie vom Erlöser, dem Sieger über Sünde und Tod.

Wenn du das Kapitel bis hierher aufmerksam gelesen hast, könnte sich bei dir die folgende Frage einstellen: Wieso soll eine Predigt hauptsächlich von Gottes Taten berichten, wo Jesus den Aposteln und seiner ganzen Kirche doch ausdrücklich aufgetragen hat: „Lehret sie *halten* alles, was ich euch befohlen habe“ (Matthäus 28,20)? Bedeutet das nicht: Ein christlicher Prediger soll den Menschen beibringen, Gottes Gebote zu halten und sich nach Christi Vorbild liebevoll zu verhalten? Soll er sie nicht lehren, Gutes zu tun und Böses zu meiden? Zielt der Auftrag Christi somit nicht doch eher auf das ab, was Menschen tun sollen, und nicht so sehr auf das, was Gott tut?

Im griechischen Originaltext steht da für „halten“ das Verb „tärein“. Wenn man dieses Wort in einem Wörterbuch nachschlägt, werden folgende Übersetzungsmöglichkeiten angeboten: „bewachen“, „aufbewahren“, „festhalten“, „behüten“ und „beachten“. Wollte man diese Vokabeln auf das Befolgen christlicher Lebensregeln wie z. B. der Nächstenliebe reduzieren, wäre das zu kurz gesprungen.

Jesus hat seinen Aposteln viel mehr „anbefohlen“ bzw. anvertraut als die Beachtung von Geboten. So hat er wiederholt sein Leiden, Sterben und Auferstehen angekündigt – sowohl im Klartext als auch bildlich eingekleidet (etwa beim Vergleich mit Jonas dreitägigem Aufenthalt im Bauch des Fisches, vgl. Matthäus 12,40). Er hat Gleichnisse vom Reich Gottes erzählt, die Liebe des himmlischen Vaters verkündigt und den Segen der Sündenvergebung herausgestellt. So hat bereits Jesus selbst (wie dann auch die Apostel nach ihm) das Evangelium verkündigt, und zwar im Vorausblick auf seine Selbsthingabe am Kreuz und seine Auferstehung. Besonders schön, knapp und klar hat er es zusammengefasst mit dem Wort: „Also hat Gott die Welt geliebt, das er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“ (Johannes 3,16).

All dies sollten die Apostel dann die Menschen „halten“ lehren. Und das bedeutet doch: Sie sollten mit ihrer Verkündigung dafür sorgen, dass auch andere Menschen diese Heilsbotschaft „festhalten“ und „aufbewahren“. Als Hilfe dazu hat Christus seinen Aposteln und seiner ganzen Kirche besondere „Halter“ bzw. Festmachpunkte mit auf den Weg gegeben, denen man später den Namen „Sakramente“ gab. Auch sie müssen den „großen Taten Gottes“ zugerechnet werden, die mit dem Evangelium in engem Zusammenhang stehen.

Als erstes ist da die Taufe zu nennen. Der Auferstandene hat sie in unmittelbarem Zusammenhang mit seinem Auftrag, Menschen aller Völker seine Botschaft „halten zu lehren“, eingesetzt: „Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ (Matthäus 28,19). Seit Pfingsten haben die Apostel dann auch fleißig getauft bzw. taufen lassen. Als der Diakon Philippus dem äthiopischen Minister „das Evangelium von Jesus“ predigte, muss er auch von der Taufe gesprochen haben, sonst hätte der Äthiopier nicht anschließend nach der Taufe verlangt (Apostelgesch. 8,35-36).

Durch den Apostel Paulus wissen wir, dass die christliche Taufe Menschen mit Christus verbindet, denn durch sie nimmt Gott Menschen in Christi Tod und Auferstehung hinein (vgl. Römer 6,3-4). Wer sich in solcher Weise vertrauensvoll an seine Taufe erinnert, der hält damit das Evangelium für sich persönlich fest.

Auch das Heilige Abendmahl bringt uns mit Jesu Selbsthingabe am Kreuz in Verbindung: Kraft der Einsetzung des Herrn empfangen wir in, mit und unter den „Elementen“ Brot und Wein seinen Leib, den er für uns in den Tod gegeben hat, und sein Blut, das er für uns am Kreuz vergossen hat. „Das tut zu meinem Gedächtnis“, hat Jesus bei der Stiftung dieses Sakraments befohlen – auch das sollen seine Botschafter „halten lehren“, denn auch auf diese Weise stärkt und bewahrt Gott den Glauben an das Evangelium.

Natürlich hat Jesus ebenfalls gelehrt, wie sich seine Jünger im täglichen Leben verhalten sollen. Obgleich die „großen Taten Gottes“ im Mittelpunkt der christlichen Verkündigung stehen, gehören doch auch ethische Anweisungen zu Jesu Lehre. Am wichtigsten und bekanntesten ist dabei das sog. Doppelgebot der Liebe: Gott lieben und den Nächsten lieben, das sei das wichtigste Gebot, lehrte Jesus (vgl. Markus 12,28-31).

An diesem Punkt halte ich inne und stelle die Frage: Muss denn dann nicht auch der Mensch im Allgemeinen und der Predigthörer im Besonderen Inhalt der Predigt sein? Prägt er mit seiner Eigenart die Botschaft der Predigt nicht mit? Wenn es um sein Verhalten geht, dann hängt das, was Sache ist, doch auch ganz entscheidend von ihm persönlich ab, von seinen Eigenschaften und Lebensumständen.

Manche Homiletiker sehen in der Gemeinde deswegen einen „zweiten Predigttext“. Diesen Begriff kann man so verstehen, dass der Prediger sich nicht nur sorgfältig mit Gottes Wort in der Bibel beschäftigen muss, sondern auch mit seinen (potentiellen) Hörern.

Die Apostel haben das damals offensichtlich auch gemacht: Ihre Predigten zeugen von dem Bemühen, die jeweiligen Hörer in ihrer gegenwärtigen Situation „abzuholen“. So begann Petrus seine Pfingstpredigt damit, dass er zunächst einmal die von einigen vermutete Trunkenheit der Apostel dementierte und daran die Botschaft von der Ausgießung des Heiligen Geistes anknüpfte. Paulus lobte in seiner Areopag-Rede die Frömmigkeit der Athener und leitete seine Predigt mit dem Altar für den unbekanntem Gott ein, den er in ihrer Stadt entdeckt hatte. Mit seinen Briefen ist Paulus oft sehr ausführlich auf die Situation der Empfänger eingegangen.

Ein Prediger tut also gut daran, nicht nur den Bibeltext aufmerksam zu lesen, sondern auch seine Hörer: Was beschäftigt sie? Welche Sorgen und Freuden treiben sie um? Was beschäftigt die ganze Gemeinde (aber wirklich alle, nicht nur den Pastor und den Kirchenvorstand)? Welche aktuellen Nachrichten haben die Gottesdienstbesucher gerade im Kopf, welche aktuellen Entwicklungen in Politik und Gesellschaft? Welche Fragen und Erwartungen bringt der Hörer im Hinblick auf die Predigt mit – durchaus auch theologische? Und nicht zuletzt: Was beschäftigt den Hörer im Alltag? Was treiben ihn für kleine, scheinbar auch nebensächliche Fragen und Probleme um? An die Alltagserfahrungen, die viele Menschen machen, kann ein Prediger gut anknüpfen. Auch Jesus hat das mit seinen Gleichnissen getan.

Manche Prediger erliegen nun allerdings der Gefahr, den Hörer als „zweiten Text“ zu stark zu gewichten. Sie benutzen dann den „ersten“, den Bibeltext, lediglich als Sprungbrett, um dann ganz im Pool menschlicher und zwischenmenschlicher Erörterungen unterzutauchen. Besonders groß ist diese Gefahr bei Predigten in Trauergottesdiensten, denn da kommt auch noch der oder die Verstorbene als „dritter Text“ ins Spiel. Unter dem Erwartungsdruck einer (möglicherweise kirchenfernen) Verwandtschaft kann es bei Bestattungspredigten geschehen, dass der „dritte Text“ zum ersten wird, oder

gar zum einzigen; das Bibelwort dient dann nur noch als Motto oder Aufhänger. Dabei bieten gerade Bestattungen eine gute Chance, Menschen mit dem Evangelium zu erreichen. Übrigens habe ich selbst es meistens so gehalten, dass ich zunächst in einem Lebenslauf auf den Weg des Verstorbenen zurückblickte und danach erst, deutlich vom Lebenslauf abgesetzt, über ein Bibelwort predigte.

So sinnvoll es ist, auf den Hörer (und ggf. auch auf einen Verstorbenen) in der Predigt einzugehen: Mir gefällt es nicht, wenn man ihn als „zweiten Text“ bezeichnet; ich halte es für irreführend. Denn schließlich ist und bleibt der Hörer *Empfänger* der Botschaft und muss daher von der Botschaft selbst unterschieden werden. Eine Predigt darf durch ihre Hörer keinen neuen Inhalt bekommen und keine zusätzliche Botschaft neben der, die Gott in der Bibel offenbart hat. Zwar soll der Prediger auf die Hörer in ihrer jeweiligen Eigenart eingehen, damit sie besser verstehen, wie relevant Gottes Wort für sie ist. Aber die Bezeichnung als „zweiter Text“ erweckt den falschen Anschein einer Symmetrie oder eines Gleichgewichts zwischen Gott und Mensch, Sender und Empfänger. In der Predigt soll jedoch Gottes Scheinwerferlicht auf das menschliche Leben gerichtet werden, nicht ein menschliches Scheinwerferlicht auf Gott.

Um es mit einem Gleichnis Jesu zu formulieren: Der Prediger sollte in seinen Hörern lieber Gottes Ackerboden sehen, nicht so sehr einen zweiten Text. Der „erste“, der biblische Text ist Gottes Wort, das als Same auf diesen Acker fällt und dort je nach Bodenqualität Frucht bringt. Ein Sämann tut gut daran, Same und Acker nicht miteinander zu verwechseln.

Ich komme zurück auf Christi Vermächtnis: „Lehret sie halten *alles*, was ich euch befohlen habe.“ Wir haben bereits festgestellt, dass Jesu Anweisungen für gottgefälliges Verhalten darin eingeschlossen sind. Wir waren dann stehengeblieben beim Doppelgebot der Liebe, dem größten aller Gebote.

Wenn ein Prediger den Lehrauftrag seines Herrn ernst nimmt, wird er dieses zweifache Liebesgebot unverkürzt und unverfälscht weitergeben. Er wird deutlich machen, dass wir Gott nicht nur ein bisschen lieb haben sollen, sondern „von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit aller Kraft“. Auch zu unseren Mitmenschen sollen wir nicht einfach nur nett sein, sondern: „Du sollst deinen Nächsten lieben *wie dich selbst*.“

Die weiteren ethischen Anweisungen Jesu wird ein gewissenhafter Prediger ebenfalls unverkürzt und wahrheitsgetreu weitergeben. So lehrte Jesus unter anderem, nicht nachtragend, habgierig oder unehrlich zu sein, sogar seine Feinde zu lieben und sich alle lüsternen Blicke auf des andern Frau (bzw. der andern Mann) zu verkneifen. Dies und vieles mehr hat Jesus in Anlehnung an Gottes alttestamentliche Gebote gefordert.

Wenn es einem Prediger gelingt, Jesu Gebote deutlich und ohne Abschwächung weiterzugeben, dann wird den Hörern klar werden, wie schlecht es ihnen ihnen bisher gelungen ist, sie zu befolgen. Denn kein Adamssohn und keine Evastochter vermag nach dem Sündenfall so heilig zu leben, wie Gott es erwartet und wie Jesus es in aller Konsequenz gefordert hat. So bewirkt die unverkürzte Lehre der Gebote, dass der Mensch seine Sünde erkennt. Mit „Sünde“ ist dabei nicht einfach nur irgendein Fehler oder eine menschliche Schwäche gemeint, sondern das totale Unvermögen, Gott zu gehorchen und nach seinem Willen zu leben.

Wenn der Predigthörer sich das gesagt sein lässt und sein völliges Scheitern vor Gottes Anforderungen eingesteht, dann bereitet ihn diese Einsicht zum rechten Hören des Evangeliums vor. Dann erst kann er nämlich richtig verstehen, wie ihn die Selbsthingabe Christi am Kreuz entlastet. Er wird überglücklich feststellen, dass Gottes Urteil über seine Sünde bereits vollstreckt ist. So dient die Verkündigung von Gottes Gesetz indirekt der Hauptbotschaft, dem Heilshandeln in Christus, dem Evangelium.

Damit bin ich bei einem Thema angelangt, das von lutherischer Theologie als erstrangig wichtig eingestuft wird: die rechte Unterscheidung von Gesetz und Evangelium. Zugleich ist es ein überaus schwieriges Thema. Schon Martin Luther hat diese Unterscheidung als „höchste Kunst“ für den Theologen bezeichnet.

Zunächst müssen wir beachten, dass die Begriffe „Gesetz“ und „Evangelium“ mehrdeutig sind. Bereits in der Heiligen Schrift meinen sie in verschiedenen Zusammenhängen verschiedene Dinge. Wenn es um die rechte Unterscheidung von Gesetz und Evangelium geht, dann liegt genau genommen eine verkürzte Redeweise vor. „Gesetz“ meint nicht einfach nur Gottes Anforderungen an unser Verhalten, und „Evangelium“ meint nicht einfach nur die Botschaft von Jesu Tod und Auferstehung. „Gesetz und Evangelium“ meint zwei verschiedene biblische Lehren und, davon abgeleitet, zwei verschiedene Verkündigungsinhalte der christlichen Predigt. Sie scheinen einander zu widersprechen, denn sie beschreiben zwei verschiedene Heilswege. Das Ziel beider Wege ist allerdings dasselbe: dass ein Mensch in Gottes Augen gerecht dasteht und ewig selig wird. Ansonsten sind beide Wege grundverschieden; niemand kann sie gleichzeitig beschreiten. Wir können diese beiden Lehren etwas ausführlicher auch „Weg des Gesetzes“ und „Weg des Evangeliums“ nennen. Der Apostel Paulus nannte sie „das Gesetz der Werke“ und „das Gesetz des Glaubens“ (Römer 3,27).

Dies ist der Weg des Gesetzes bzw. der Werke:

Gott erwartet vom Menschen, dass er wie alle anderen Geschöpfe nach seinem göttlichen Willen lebt. Als „Kompass“ dafür hat er jedem ein Gewissen mit auf den Lebensweg gegeben. Außerdem hat Gott mit einer Reihe von Geboten sein Gesetz verkündigt, das im Doppelgebot der Liebe gipfelt. Viele alttestamentliche Bestimmungen hatten allerdings nur für das Gottesvolk des alten Bundes Bedeutung; sie regelten das Zusammenleben und den Gottesdienst im alten Israel. Aber die Zehn Gebote und das Doppelgebot der

Liebe werden im Neuen Testament ausdrücklich als Gottes heiliger Wille für alle Menschen aller Zeiten bestätigt. Gott macht jeden Menschen dafür verantwortlich, sein Verhalten danach auszurichten.

Gottes Gesetz fordert aber nicht nur eine liebevolle Herzenshaltung und ein entsprechendes Verhalten, sondern es verheißt auch denen, die es einhalten, großen Lohn: Der „Gerechte“ (also wer es Gott „recht“ macht) wird gut leben, in Gemeinschaft mit Gott leben, ewig leben. Die Bibel preist ihn „selig“. Solche „Werkgerechtigkeit“ ist das Ziel des Gesetzesweges. Dem Übertreter dagegen droht Gottes Gesetz Strafe und letztlich den Tod an.

Dieser Tun-Ergehen-Zusammenhang entspricht dem, was menschliche Vernunft gut nachvollziehen kann: Gutes Verhalten wird belohnt, böses Verhalten wird bestraft. Der Tun-Ergehen-Zusammenhang spielt eine wichtige Rolle bei der Erziehung und überhaupt für das Leben in der menschlichen Gesellschaft.

Wenn Menschen sich Religionen erfinden, dann geht es vor allem um dieses Prinzip von Lohn und Strafe. Dabei werden dann allerdings die göttlichen Gesetzesforderungen mehr oder weniger entschärft. Nur so können Sünder sich einbilden, sie schafften es, auf diesem Weg selig zu werden. Aber solche Selbstgerechtigkeit ist dann nur eine Scheingerechtigkeit.

Das Dumme ist, dass kein Mensch auf dem Weg der echten göttlichen Gebote tatsächlich ans Ziel kommt. Nur einer hat es geschafft, „gerecht“ zu leben: Jesus, der Gottessohn, nach seiner menschlichen Natur. Seit dem Sündenfall ist die Welt in einem Netz von Sünde und Leid gefangen, aus dem sich kein Sterblicher befreien kann. So wird der Gesetzesweg den Sündern zum Verhängnis: Sie verfehlen das schöne Ziel der ewigen Seligkeit und fallen unter das Strafurteil, das Gottes Gesetz allen Übertretern androht. Wer Gottes Gesetz nicht erfüllt, beleidigt ihn, erregt seinen Zorn, darf nicht in seiner heiligen Nähe bleiben und muss schließlich

sterben. Das Gesetz funktioniert dabei nach dem Alles-oder-nichts-Prinzip: Nur wer es *ganz* hält, ist gerecht, jeder andere ist ein Übertreter. Der Apostel Jakobus lehrte: „Wenn jemand das ganze Gesetz hält und sündigt gegen ein einziges Gebot, der ist am ganzen Gesetz schuldig“ (Jakobus 2,10).

Viele Leute meinen, dass Gottes Gesetz zu streng ist. Ist Gott nicht furchtbar ungerecht, wenn er Menschen diesen unmöglichen Weg zur Seligkeit verkündigt? Aber wer bist du, Mensch, dass du Gottes Ratschluss kritisieren dürftest? Und wer bist du, Prediger, dass du ihn verschweigen dürftest – oder so verbiegen, dass er milder erscheint? Nein, der Bote muss die bitteren Pillen vollständig abliefern, die ihm anvertraut sind. „Lehret sie halten *alles*...“

Aber nun ist ja Gott sei Dank das Gesetz nicht Gottes letztes Wort. Die Bibel lehrt uns, dass Gott im Grunde genommen gar nicht so ein schrecklicher Gott ist, wie es sein Gesetz vermuten lässt. Das Gesetz, so erfahren wir, zeigt uns einen „verborgenen Gott“ (vgl. Jesaja 45,15); in Wahrheit ist Gott lauter Licht, Liebe und Freude. Darum hat Gott einen zweiten Weg zur Seligkeit eröffnet, einen neuen Weg: den neuen Bund, den Heilsweg des Evangeliums. Der zeigt uns den „offenbaren Gott“, also sein wahres liebevolles Wesen.

Dies ist der Weg des Evangeliums bzw. des Glaubens:

Gott hat Mitleid mit den Menschen, die an seinem Gesetz scheitern. Er erbarmt sich über sie – aber nicht um den Preis, dass er sich selbst untreu wird und sein Gesetz einfach aufhebt. Vielmehr hat er seinen Sohn in die Welt geschickt, und Jesus hat stellvertretend für alle Menschen Gottes Gesetz erfüllt sowie mit seinem Sühnetod am Kreuz die Strafe für alle getragen. Damit hat er den Heilsweg des Evangeliums eröffnet – den einzigen Weg, der tatsächlich ziel führend ist. Jeder, der an Jesus glaubt und getauft wird, empfängt diese Gabe für sich persönlich: Er ist versöhnt mit Gott und darf ewig leben.

Es handelt sich tatsächlich um ein echtes Geschenk, das dem Gläubigen ohne Gegenleistung übereignet wird. Wer Jesus vertraut, wird im wahrsten Sinne des Wortes „gratis“ selig, nämlich „sola gratia“, „allein aus Gnade“. Christi Gerechtigkeit wird ihm unverdienterweise wie ein kostbares Gewand angelegt, und so kann er selbst als „Gerechter“ vor Gott treten. Diese Gerechtigkeit wird (im Unterschied zur Werkgerechtigkeit) „Glaubensgerechtigkeit“ genannt. Es gehört zu Martin Luthers wichtigsten reformatorischen Erkenntnissen, dass die Bibel überwiegend diese geschenkte Glaubensgerechtigkeit meint, wenn sie von „Gottes Gerechtigkeit“ bzw. „Gottes Recht“ spricht. Der Akt des Schenkens wird seitdem „Rechtfertigung“ genannt, das bedeutet „Gerechtmachung“.

Wenn ein Mensch an Jesus Christus glaubt und getauft wird, dann tritt er damit auf den Weg des Evangeliums. Der Glaube ist dabei keine spirituelle Leistung des natürlichen Menschen, sondern ebenfalls Gottes Gnadengeschenk. Im Gegensatz zum Gesetz ist das Evangelium nämlich nicht im Menschen angelegt, sondern muss erst durch den Heiligen Geist in sein Herz geschrieben werden. Für den natürlichen Verstand ist Christi Heilsweg nur ein „Ärgernis“ oder eine „Torheit“ (vgl. 1. Korinther 1,18-25; 2,14); mit menschlicher Logik kann man ihn nicht begreifen. Aber die Botschaft von Christi Heilstat kann diesen seligmachenden Glauben wirken. Während Gottes Gesetz auch im Gewissen des natürlichen Menschen angelegt ist, kann das Evangelium nur von außen kommen.

Da merken wir, wie wichtig die Predigt des Evangeliums ist. Wenn sie fehlte, könnte niemand auf diesen Heilsweg gelangen. Das Evangelium ist auch deshalb so wichtig, weil es sich um Gottes letztes Wort handelt und um den einzigen bekannten Weg, wie Menschen selig werden können.

Wo aber hat dabei die Buße ihren Ort? Gehört der Ruf zur Umkehr zum Gesetz oder zum Evangelium?

Wenn man im Bußruf lediglich einen Appell zur Besserung sieht, dann gehört er zum Weg des Gesetzes. Ein Sünder wird dann einfach aufgefordert, sein böses Verhalten zu unterlassen und sich mehr Mühe zu geben, nach Gottes Geboten zu leben. Solche Art von Buße ist dem sündenverseuchten natürlichen Menschen in letzter Konsequenz jedoch unmöglich. Auch wenn er mit aller Anstrengung versucht sich zu bessern, wird er mit seinen Bemühungen scheitern und umso frustrierter sein. Martin Luther hat dies am eigenen Leib erfahren und im Choral „Nun freut euch, lieben Christen gmein“ so formuliert: „Ich fiel auch immer tiefer drein, es war kein Guts am Leben mein, die Sünd hatt' mich besessen.“

Man kann im göttlichen Aufruf zur Buße aber auch die Aufforderung sehen, den Weg des Gesetzes zu verlassen und auf den Weg des Evangeliums zu treten. So hat Jesus selbst von der Buße gesprochen, und zwar gleich in der ersten Predigt, die das Neue Testament von ihm überliefert: „Tut Buße und glaubt an das Evangelium“ (Markus 1,15). Und zu Pfingsten hat Petrus in ähnlicher Weise die Hörer seiner Predigt zur Buße aufgerufen (vgl. Apostelgeschichte 2,37-38). Das griechische Wort für „Buße“ im Neuen Testament bedeutet wörtlich „Umdenken“. Wer sich solchen Bußruf zu Herzen nimmt, der bereut nicht nur seine Sünden und versucht, sich zu bessern, sondern der erkennt, dass er auf dem Gesetzesweg niemals gerecht werden kann. Er bittet Gott um Hilfe, hofft auf seine Gnade und vertraut darauf, dass Christus auch für seine Sünden gestorben ist. Er verlässt den Gesetzesweg und tritt auf den Evangeliumsweg.

Nach diesem umfassenden Verständnis ist der Aufruf zur Buße kein bloßer Appell, sondern Schöpfungswort. Gott ruft damit nicht nur zum Glauben an das Evangelium auf, sondern erschafft diesen zugleich durch sein Wort. Paulus hat das mit der Erschaffung des Lichts am Anfang der Welt verglichen: „Gott, der sprach: Licht soll aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in

unsre Herzen gegeben, dass durch uns entstünde die Erleuchtung zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi“ (2. Korinther 4,6).

Kurz: Ein Bußruf ist Gottes Schöpferhandeln am Übergang vom Gesetz zum Evangelium. Er führt Menschen aus dem Verderben des Gesetzesweges auf den Segen des Heilsweges. Er erweckt geistlich Tote; er bedeutet Neuschöpfung und geistliche Wiedergeburt. Bei demjenigen jedoch, der Gottes Wort verachtet, bewirkt der Bußruf Verstockung statt Glaube und wirft ihn desto heftiger auf den Gesetzesweg zurück.

Gesetz und Evangelium haben bei allen drei Seiten des Kommunikationsprozesses ihre spezielle Bedeutung: erstens bei Gott dem Sender bzw. seinem Wort in der Bibel, zweitens beim Prediger als Medium bzw. Vermittler von Gottes Wort, drittens beim Hörer als Empfänger, wenn der Heilige Geist durch das Wort in seinem Herzen wirkt.

Folglich beginnt die rechte Unterscheidung von Gesetz und Evangelium für den Prediger damit, dass er *erstens* beim Hören auf den Bibeltext entsprechend differenziert. Die Bibel lehrt ja beides, den Gesetzesweg und den Evangeliumsweg. Wer diese Wege nicht richtig auseinanderhält, wird den Eindruck gewinnen, dass die Bibel sich andauernd selbst widerspricht.

Nun ist solches Differenzieren bei der Auslegung keineswegs trivial. Man kann nicht mal eben mit einem roten und einem grünen Textmarker in der Bibel alles anstreichen, was Gesetz und was Evangelium ist. Manche Bibelstellen sagen zu keinem der beiden Heilswege ausdrücklich etwas, andere Stellen dagegen muss man allen beiden zuordnen. Greifen wir uns etwas ganz Zentrales heraus, nämlich die Leidensgeschichte Jesu: Hinsichtlich der Heilswirkung für uns Menschen ist sie reines Evangelium, aber hinsichtlich der (stellvertretenden) Sündenstrafe ist sie reines Gesetz.

Es gibt auch keine sprachlich-formalen Kriterien, nach denen sich Gesetz und Evangelium in der Bibel unterscheiden lassen. So ist nicht jeder Imperativ Gesetz und nicht jeder Indikativ Evangelium. Wenn Jesus über Leute, die sich mit ihrer Frömmigkeit in Szene setzen, indikativisch urteilt: „Sie haben ihren Lohn schon gehabt“, dann ist das scharfes Gesetz (Matthäus 6,2.5.16). Und wenn Paulus den heilshungrigen Gefängnisdirektor in Philippi imperativisch auffordert: „Glaube an den Herrn Jesus“, dann ist das eine herrliche Einladung auf den Evangeliumsweg (Apostelgeschichte 16,31). Wer würde schon an Gesetzesstrenge denken, wenn eine Mutter ihre hungrigen Kinder imperativisch an den gedeckten Tisch ruft? Ebenso sind auch die Imperative Jesu bei der Stiftung des Heiligen Abendmahls Einladungen des Evangeliums: „Nehmt! Esst! Trinkt! Tut solches!“

Wenn der Prediger bei seiner sorgfältigen Exegese Gesetz und Evangelium im Bibeltext erkannt hat, ist die Arbeit des rechten Unterscheidens aber noch nicht erledigt. Er muss nun *zweitens* auch Sorge dafür tragen, dass er in der Anwendung bzw. Verkündigung beides recht unterscheidet.

Der Prediger muss sich vor allem als Evangeliumsverkündiger verstehen. Gottes letztes Wort an die Welt ist ja die erlösende und frohmachende Botschaft von Jesus Christus. Da braucht der Prediger eigentlich nur von den „großen Taten Gottes“ zu berichten, die bereits beim ersten Pfingstfest im Mittelpunkt standen. Die gute Nachricht von Gottes barmherziger Liebe wird die Hörer trösten und im Glauben befestigen, wenn das Evangelium mit der Selbsthingabe Jesu am Kreuz und mit seiner Auferstehung von den Toten herrlich herausgestellt wird. „Der HERR hat Großes an uns getan; des sind wir fröhlich“ (Psalm 126,3)! Wer an sich selbst und an der Welt verzweifelt, bekommt mit der frohen Botschaft von Jesus Christus neue Hoffnung und neuen Lebensmut. Und wer den Tod vor Augen

hat, der darf glauben, dass Jesus ihn auferwecken wird, wie er selbst auferstanden ist.

Wenn ein Prediger weiß, dass seine Gemeinde ein scharfes Gewissen hat und sich selbst mit Gottes Gesetz hart anklagt, dann kann und soll er getrost überwiegend Evangelium predigen. Gottes Gesetz braucht er nur kurz anzutippen, dann wissen seine Hörer schon Bescheid.

Anders sieht es aus, wenn auch selbstgerechte und gleichgültige Hörer vor ihm sitzen. Damit muss er eigentlich immer rechnen. Wir leben in einer Zeit, wo viele Menschen Gottes Zorn und Strafgericht nicht besonders ernst nehmen oder gar völlig ablehnen – auch solche, die sich für gute Christen halten. Und selbst die *Kenntnis* der Zehn Gebote kann nicht mehr bei allen vorausgesetzt werden. Diesen Hörern muss deutlich gemacht werden, dass Jesus keineswegs Gottes Gesetz abgeschafft hat, sondern dass es diesen Weg und die Möglichkeit, auf ihm zu scheitern, bis heute gibt. Wer das Evangelium richtig und vollständig predigen will, kann das nur auf dem Hintergrund des Gesetzes tun.

Zugegeben: Das macht den meisten Predigern keinen Spaß. Wie für Gott, so ist auch für sie persönlich das Gesetz ein „fremdes Werk“. Die meisten Prediger wollen lieber erfreuen, trösten und – dafür geliebt werden. Wenn sie wie Jesus Gottes Gesetz in aller Schärfe predigen, wird man sie dafür eher nicht lieben. Auch mir ist es bei mancher Predigt so ergangen, dass ich schon vorher ahnte: Mit dem, was ich heute zu sagen habe, mache ich mich nicht gerade beliebt. Trotzdem darf Gottes Gesetz nicht verschwiegen oder in Watte verpackt werden.

Das schließt ein, dass es die Anwesenden treffen muss. Nicht um Appelle an abwesende Verantwortliche und nicht um die Sünden abwesender Bösewichte soll es bei der Verkündigung von Gottes

Gesetz gehen, sondern um die Verantwortung und damit auch um die Sünde der anwesenden Hörer.

Wer das Gesetz in aller Schärfe predigt, gerät leicht in den Verdacht, „gesetzlich“ zu sein. Dieses Wort bedeutet aber eigentlich etwas anderes. Gesetzlichkeit meint den Irrtum, ein Mensch könne auf dem Weg des Gesetzes selig werden, wenn er sich nur genug Mühe gibt. Und Gesetzlichkeit meint auch den Irrtum, ein Mensch müsse auf dem Evangeliumsweg die Erlösung Christi durch eigene Leistungen ergänzen, um selig zu werden. Dieser zweite Irrtum wirft den Menschen letztlich wieder ganz auf den Gesetzesweg zurück, der ja nach dem Alles-oder-nichts-Prinzip funktioniert. Wer meint, er müsse noch ein bisschen selbst tun für sein Heil, der ist verpflichtet, das ganze Gesetz zu halten. Aber noch schlimmer: Er bringt damit implizit zum Ausdruck, dass er Christi Sühnopfer für nicht ausreichend hält zu seinem Heil, und beleidigt den Herrn durch dieses Misstrauen.

Wir sehen: Gesetzlichkeit ist gefährlich. Ein Prediger hüte sich davor, den Weg des Gesetzes als Heilsweg zu empfehlen oder Gesetz und Evangelium zu vermischen! Allerdings gilt auch für die Predigt: Nicht jeder Indikativ ist Evangelium und nicht jeder Imperativ ist Gesetz. Wenn man die Evangeliumsverkündigung mit dem Zuwurf eines Rettungsringes vergleicht, so muss das nicht mit dem lapidaren Indikativ geschehen: „Da ist ein Rettungsring für dich“, sondern man darf durchaus imperativisch predigen und sagen: „Halt dich fest!“ Der Zusammenhang schließt hier ein gesetzliches Missverständnis aus. Die Aufforderung, an Jesus zu glauben, die Gnade zu ergreifen oder wie durch eine offene Tür in Gottes Reich einzutreten definiert ja keine Bedingung für die Erlösung, sondern ist göttliches Schöpfungshandeln durch Worte, die Glauben wecken. In gleicher Weise hat Jesus Tote auferweckt mit Imperativen wie „Lazarus, komm heraus!“ und „Jüngling, ich sage dir, steh auf!“ (Johannes 11,43; Lukas 7,14).

Weil das gesetzliche Missverständnis der natürlichen Vernunft entspricht, kann es nötig werden, dass der Prediger es ausdrücklich zurückweist. Das ist auch immer dann ratsam, wenn die Hörer das biblische Evangelium nicht deutlich genug von anders lautenden Lehren gewisser Glaubensgemeinschaften oder fremder Religionen unterscheiden können. Jeder Prediger sollte es daher zu seinen Aufgaben zählen, vor dem gefährlichen Irrtum der Gesetzlichkeit zu warnen, selbst wenn sie in noch so frommem Gewand daherkommt. Das entspricht dem Vorbild Jesu, der im Blick auf die falsche Lehre zeitgenössischer Theologen mahnte: „Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer und Sadduzäer!“ (Matthäus 16,6) Ein Prediger soll seinen Hörern also nicht nur die gesunde und nahrhafte Kost des Evangeliums vorsetzen, sondern nötigenfalls auch vor schädlicher Nahrung warnen.

Drittens schließlich sind Gesetz und Evangelium „Wirkweisen des Heiligen Geistes“ beim Hörer. So jedenfalls hat es ein erfahrener lutherischer Pastor genannt, von dem ich als predigendes Greenhorn so manches gelernt habe. Ein Prediger hat es nämlich nur eingeschränkt in der Hand, wie seine Predigt beim Hörer ankommt. Ob sich ein Hörer von Gottes Gesetz belastet oder vom Evangelium entlastet fühlt, hängt auch davon ab, wie er sich zum Gehörten verhält und wie der Heilige Geist an ihm wirkt.

Nehmen wir zum Beispiel eine Predigt über das Heilige Abendmahl. Ein Prediger streicht mit Christi Einsetzungsworten den großen Segen des Altarsakraments heraus und gibt Gottes wunderbare Einladung weiter: „Kommt! Nehmt! Esst! Trinkt!“ Wenn nun ein Hörer nicht viel vom Abendmahl hält und er auch schon lange nicht mehr daran teilgenommen hat, werden ihn möglicherweise diese Worte, die eigentlich das Evangelium verkündigen, in seinem Gewissen als Gesetz anklagen: Du hast Gottes Ruf verachtet, du hast den Gastgeber enttäuscht und beleidigt.

Besonders der Ruf zu Umkehr wirkt bei den einen als Gesetz und bei den anderen als Evangelium. Wer auf dieses Wort hin seine Sünden bereut, den Weg des Gesetzes verlässt und Gottes Gnade erbittet, für den wird der Bußruf zum Evangelium. Wer aber an seiner Selbstgerechtigkeit festhält, der wird vom Bußruf angeklagt, und das wird ihn möglicherweise desto mehr verstocken. Beim Bußruf wird ganz deutlich, dass Gesetz und Evangelium tatsächlich Wirkweisen des Heiligen Geistes sind; er wirkt durch sie entweder Glaube oder Verstockung. Ein Prediger kann das weder verstehen noch durch seine Verkündigung beeinflussen, denn Gottes Geist wirkt, wann und wo er will. Wir stehen hier vor einem der größten Geheimnisse: Einerseits ist der Glaube gänzlich Gottes Wort-gewirktes Geschenk, andererseits straft Gott das Überhören des Bußrufs als Ungehorsam und Gesetzesbruch. Alle Versuche, dieses souveräne Handeln Gottes für die menschliche Vernunft zurechtzubiegen, führen unweigerlich zu einer Verkürzung oder Verfälschung von Gottes Wort. Dieses Nicht-Verstehen entlastet den Prediger aber auch: Er braucht sich nicht über die Wirkung seiner Verkündigung den Kopf zu zerbrechen, er braucht nur dem Verkündigungsauftrag seines Herrn treu zu sein.

Es entspricht dem Willen Gottes, dass durch die christliche Verkündigung selig machender Glaube geweckt, gestärkt und bewahrt wird. Dies geschieht durch die Verkündigung von Gesetz und Evangelium in rechter Unterscheidung. Das ist die Hauptsache in der Predigt. Aber das ist noch nicht alles. Wenn das lutherische Bekenntnis die Rechtfertigungslehre als „Hauptartikel“ bezeichnet, will es damit keineswegs sagen, dass sie der einzige Artikel ist. Ein weiteres, nachgeordnetes Anliegen der Predigt ist die Paränese, die christliche Lebenshilfe. In vielen Briefen des Neuen Testaments nimmt sie einen breiten Raum ein.

Wenn Jesus seinen Jüngern Gottes Gesetz in aller Schärfe zu halten befahl, dann hat er das selbstverständlich ernst gemeint. Die Unter-

scheidung von Gesetz und Evangelium darf nicht zu der Annahme verleiten, Gottes Erwartungen an unser Verhalten hätten sich verändert. Es ist nicht so, dass Jesus uns mit dem Gesetz „nur“ unsere Sündhaftigkeit unter die Nase reiben will, um dann mit dem Evangelium zu sagen: April, April, ihr braucht das Gesetz jetzt nicht mehr ernst zu nehmen. Das Evangelium hat uns lediglich von dem vergeblichen Bemühen befreit, auf dem Gesetzesweg unser Heil zu suchen. Was das Doppelgebot der Liebe und die Zehn Gebote *inhaltlich* aussagen, gilt weiterhin. Ja, das Evangelium macht uns überhaupt erst fähig, entsprechend zu leben. Dem Glaubenden macht es nun sogar Spaß, Gottes Willen zu tun, und er möchte es immer besser lernen. Wen würde es da wundern, wenn Predigthörer nicht auch entsprechende Lebenshilfe und Anleitung aus der Predigt erwarten? Und welcher Prediger wollte sich davor drücken, solch guten Rat auch zu geben?

Es geht bei der Paränese um einen Umgang mit Gottes Geboten, den lutherische Theologen als „dritten Brauch des Gesetzes“ bezeichnen. Mit dem „ersten Brauch“ meinen sie die ordnende Funktion von Gottes Geboten für das menschliche Zusammenleben; er hat seinen Ort in der Erziehung und in der bürgerlichen Gesetzgebung, aber nicht so sehr in der Predigt. Mit dem „zweiten Brauch“ ist die wichtige Spiegel-Funktion gemeint, die den Menschen ihr Unvermögen vor Augen führt, auf dem Gesetzesweg selig zu werden. Beim „dritten Brauch“ geht es um die Glaubensfrucht, also um das gottgefällige Leben derer, die durch das Evangelium von Gottes Liebe ergriffen wurden und diese Liebe nun dankbar ausleben möchten. Auch dabei handelt es sich um „Gottes große Taten“ – jedoch nicht um das, was Gott *für* uns getan hat und tut, sondern um das, was er *durch* uns tun will.

Eigentlich gehören konkrete Ratschläge für den christlichen Lebenswandel in die Seelsorge, denn sie können individuell sehr verschieden ausfallen. Sie hängen von der Persönlichkeit und der

Lebenssituation des Rat suchenden Christen ab sowie auch von seinen individuellen Begabungen und Schwächen. Ganz wichtig ist dabei sein „Stand“, wie Luther es nannte, nämlich sein Platz innerhalb der Gesellschaft mit seinen spezifischen Verantwortlichkeiten und Pflichten. Wir merken: Jesus nachfolgen heißt keineswegs im Gleichschritt zu marschieren.

Paränetische Predigten können daher keine systematischen Verhaltenskataloge sein, die die Lebenssituation aller Hörer gleichermaßen abdecken. Konkrete Ratschläge mit Alltagsbezug lassen sich nur als Beispiele einbringen. Vieles wird der Prediger auch nur grundsätzlich und allgemein raten können. Es liegt dann beim Hörer, ob und wie er das Gehörte auf sein persönliches Verhalten bezieht.

Ausgangspunkt ist in jedem Fall die christliche Liebe, oder besser: die Liebe Christi. Denn nach apostolischem Vorbild knüpft die Paränese immer ans Evangelium an und ruft den Gläubigen zu: Geliebte, liebt! Christus ist das „Licht der Welt“, das unser Sünden-dunkel erleuchtet (Johannes 8,12); nur deshalb kann er seinen Jüngern sagen: „Ihr seid das Licht der Welt“, und sie auffordern: „So lasst euer Licht leuchten vor den Leuten...“ (Matthäus 5,14.16). Wo das geschieht, entwickelt sich zugleich ein missionarischer Lebensstil, der anderen Menschen mit Wort und Tat Christi Liebe bezeugt – „...damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“

Das Doppelgebot der Liebe zeigt die beiden Hauptrichtungen der christlichen Liebe an. Wohlbemerkt: Es sind nicht zwei unabhängige Liebesgebote, sondern es ist ein zusammenhängendes Doppelgebot. Denn jeder Liebeserweis Gott gegenüber wäre kein Liebeserweis, wenn er nicht mit der Nächstenliebe Hand in Hand ginge. Jesus hat das am Beispiel eines Dankopfers deutlich gemacht und gesagt: „Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und dort kommt dir in den Sinn, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, so lass dort vor dem Altar deine Gabe und geh zuerst hin und versöhne dich mit

deinem Bruder, und dann komm und opfere deine Gabe“ (Matthäus 5,23-24). Die Nächstenliebe, so haben Jesus und die Apostel es immer wieder betont, soll sich vor allem im Konfliktfall bewähren – durch geduldiges Vergeben und sogar als Feindesliebe.

Auch zu Ehe, Familie, Kirche und Gesellschaft findet sich manch guter Rat in Gottes Wort. Dabei müssen allerdings zeit- und situationsbedingte Ratschläge von solchen Ordnungen unterschieden werden, die auf Gottes Schöpferhandeln zurückgehen und deswegen grundsätzlich zeitlos sind. Und der Prediger sollte auch immer wieder darauf hinweisen, dass es vor allem auf die rechte innere Einstellung bzw. Herzeshaltung ankommt. Paränesen sind nun mal kein Glaubensknigge und keine Rezeptsammlung für gelingendes Leben.

Bei Paränesen über das Verhalten in Kirche und Gemeinde muss der Prediger aufpassen, dass er dieses Thema nicht überstrapaziert. Mir fällt jedenfalls immer wieder auf, dass Pastoren ethische Fragen gern aus ihrer persönlichen Perspektive verhandeln und ihre Beispiele dann oft viel zu innerkirchlich sind. Deshalb ist es für jeden Prediger wichtig, auch das Alltagsleben außerhalb kirchlicher Kreise gut zu kennen. Die Hörer wollen ja nicht nur lernen, gute Gemeindeglieder zu werden, sondern sie wollen in allen ihren Lebensbezügen christlich leben.

Wenn Paränesen gesellschaftlich relevante Bereiche betreffen, dann stellt sich die Frage: Wie politisch dürfen oder sollen Predigten sein? Gegenfrage: Was bedeutet denn „politisch“?

Im engeren Sinn bezieht sich der Begriff auf Parteien, Parlamente, Regierungen, Gesetze und Staatsorgane. Im weiteren Sinn ist all das politisch, was das menschliche Miteinander über den Kreis der Familie hinaus betrifft. Für diesen weiteren Sinn stelle ich fest: Jede Predigt ist zwangsläufig politisch, gleich ob Prediger und Gemeinde sich dessen bewusst sind oder nicht. Denn das Evangelium befähigt

Menschen dazu, sich unverzagt, ungeheuchelt, unparteiisch und uneigennützig in die Gesellschaft einzubringen. Das kann nicht ohne politische Folgen bleiben.

Aber darf bzw. soll ein Prediger gesellschaftliche Verhältnisse direkt ansprechen und in der Paränese Ratschläge geben, wie man auf sie reagieren soll? Ich denke schon.

In Jesu und der Apostel Verkündigung erkenne ich dabei die Tendenz, bestehende Situationen zu akzeptieren und sich in ihnen (nicht gegen sie!) christlich zu verhalten – selbst wenn sie alles andere als ideal sind. Als alttestamentliches Vorbild kann dabei der Rat des Propheten Jeremia an die Juden in der babylonischen Gefangenschaft dienen: „Suchet der Stadt Bestes“ (Jeremia 29,7). Jesus riet im Hinblick auf die Steuerforderungen des heidnischen römischen Kaisers: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ (Markus 12,17) Der Apostel Paulus forderte von den Christen, dass sie sich der jeweils herrschenden Regierung unterordnen, und meinte dann ebenfalls: „Gebt nun jedem, was ihr schuldig seid: Steuer, dem die Steuer gebührt; Zoll, dem der Zoll gebührt; Furcht, dem die Furcht gebührt; Ehre, dem die Ehre gebührt“ (Römer 13,7). Und der Apostel Petrus erwartete von den unfreien Arbeitskräften seiner Zeit, dass sie sich ihren jeweiligen Dienstherrn unterordnen (vgl. 1. Petrus 2,18). Wenn ein Prediger sich von diesen Weisungen leiten lässt, wird er eher vor radikaler Gesellschaftsveränderung und revolutionärem Tun warnen als dazu ermutigen. Nur wenn von einem Christen ungöttliches Handeln verlangt wird, muss er sich verweigern (vgl. Apostelgeschichte 5,29).

Natürlich beschäftigen mich als Prediger bestimmte tagespolitische Ereignisse ebenso wie meine Gemeinde. Das kann mich dazu verleiten, sie in der Predigt anzusprechen und vielleicht auch einen entsprechenden Predigteinstieg zu wählen. Hierbei sollte ich jedoch vorsichtig und selbstkritisch sein. Mein Auftrag besteht darin zu sagen, was *Gottes* Sache ist, nicht, was ich zu bestimmten po-

litischen Entwicklungen meine. Wahrscheinlich haben andere Leute sogar mehr Kompetenz als ich, um sachgerechte politische Kommentare zu liefern. Wenn ich aber ein tagespolitisches Ereignis unkommentiert nur als „Aufhänger“ für meine Predigt benutze, wecke ich damit u. U. Erwartungen, die ich dann enttäusche. Wahrscheinlich nervt es viele Hörer ohnehin, wenn auf der Kanzel das wiedergekaut wird, was man schon vorher durch die Medien erfahren hat. Die meisten Gläubigen kommen ja zur Kirche, um Gottes Botschaft zu hören, nicht Kommentare zum Zeitgeschehen. Aber ich räume ein, dass es immer mal wieder die besondere Situation einer starken allgemeinen Betroffenheit gibt, die man als Prediger nicht gut schweigend übergehen kann.

Ich komme noch einmal zurück auf Jesu Auftrag: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“ Dazu gehört auch, was Jesus für die Zukunft angesagt hat: Er wird eines Tages sichtbar wiederkommen und alle Menschen zur Rechenschaft ziehen. Da wird sich dann ihr endgültiges Schicksal entscheiden. Auch diese noch ausstehenden „großen Taten Gottes“ haben die Apostel seit Pfingsten verkündet, und sie gehören in die christliche Predigt.

Die Lehre von den sog. „letzten Dingen“ heißt bei den Theologen „Eschatologie“. Mit der Eschatologie ist das heutzutage freilich so eine Sache. Bei vielen Predigten, die ich gehört habe, musste ich leider feststellen, dass die biblischen Prophezeiungen über Christi Wiederkommen und dem, was dann folgt, überhaupt nicht zur Sprache kommen, sogar in Beerdigungsansprachen nicht. Offenbar sind der Jüngste Tag und das Jüngste Gericht bei vielen Predigern zu Tabu-Themen geworden.

Manche Theologen wollen die Eschatologie retten, indem sie sie umdeuten, aber damit verschlimmbessern sie nur die Situation. Die Vollendung des Heils erscheint bei ihnen nur noch als fiktives Ziel einer utopischen neuen Welt, ähnlich dem Fluchtpunkt einer per-

spektivischen Zeichnung. Mit dem, was Christus die Apostel lehrte und was diese dann weiterverkündigt haben, hat das wenig zu tun.

Ein verantwortungsvoller Prediger wird sich davor hüten, Gottes Zukunftsoffenbarungen zu verbiegen oder zu verwässern. Er wird vielmehr auch in dieser Hinsicht sagen, was Sache ist – nämlich dies: Es wird der Tag kommen, an dem die Weltenuhr still steht. Dann wird Christus in seiner göttlichen Herrlichkeit erscheinen, die Toten zum Leben erwecken und allen Menschen ihr Urteil sprechen. Wohl denen, deren Sündenregister dann getilgt ist kraft des Sühnopfers am Kreuz! Sie dürfen die Vollendung ihrer Erlösung erleben und in die ewige Seligkeit eingehen. Im Gericht nach den Werken wird sich ihre Rechtfertigung bewähren und offenbar werden. Den anderen aber ist die ewige Verdammnis bestimmt.

Ein Prediger sollte seine Gemeinde darauf vorbereiten, dass dieser Gerichtstermin so unausweichlich auf sie zukommt wie der morgige Tag. Diese eschatologische Dimension des Lebens geht darum wirklich jeden etwas an. Und die herrliche Aussicht auf das himmlische Paradies ist keineswegs eine Vertröstung auf ein nebulöses Jenseits, mit der die Religion von den unbefriedigenden Verhältnissen der Gegenwart ablenken will. Gottes großer Gerichtstag ist der Dreh- und Angelpunkt für jedes Menschenleben. Er ist nicht nur entscheidend für das, was danach kommt, sondern auch für das, was *davor* kommt und was bereits heute eine zentrale Rolle spielt. Wer sich nämlich bewusst ist, dass Gott ihn einst zur Rechenschaft ziehen wird, der wird sich bemühen, *verantwortlich* zu leben – im wahrsten Sinne des Wortes: Er weiß, dass er Gott Rede und Antwort stehen muss für sein Leben. Und wer mit dem Evangelium die Gewissheit erlangt hat, dass er trotz seines Versagens freigesprochen wird und ewig leben darf, der geht seinen Lebensweg mit großer Zuversicht. Er weiß, dass das Beste des Lebens noch vor ihm liegt: die ewige Seligkeit in ungetrübter Gemeinschaft mit Gott. Mit dieser Glaubenshoffnung lebt es sich völlig anders als ohne sie.

Was aber soll ein Prediger über den Tod, das Ende der Welt und den dauerhaften Verbleib der Menschen nach dem Gericht sagen? Konkreter: Wie soll man über Himmel und Hölle predigen?

Ich fange mal mit dem Schwierigeren an, mit der Hölle. Im Mittelalter und auch später noch waren Höllenpredigten ein beliebtes Droh- und Druckmittel der Kirche. Manche Prediger sowie auch bildende Künstler entwickelten eine sadistische Meisterschaft, die Hölle als des Teufels Folterkammer aufs Schrecklichste auszumalen. In modernen Predigten dagegen wird die Hölle meistens entweder geleugnet oder totgeschwiegen.

Wieder ist der Prediger gut beraten, wenn er sich am Auftrag Jesu und am Vorbild der Apostel orientiert. Sie gehen eher zurückhaltend und gleichnishaft mit der ewigen Verdammnis um. Da gibt es die verschlossene Tür zu Gottes Reich und das enttäuschte „Heulen und Zähneklappern“ derer, die sich dann der unseligen Folgen ihrer Gottlosigkeit bewusst werden. Damit kommt die eigentliche Tragik der Hölle zum Ausdruck, nämlich das endgültige Ausgeschlossenensein von der Gemeinschaft mit Gott. Dieser Gedanke ist kaum erträglich, auch für den Prediger. Trotzdem darf er die bittere Konsequenz unbereuter Gottlosigkeit nicht verschweigen, auch wenn er es zurückhaltender tun wird als die Kirchenmänner des Mittelalters. Er kann darauf hinweisen, dass für die Verdammten dann nichts anderes festgeschrieben wird, als was sie bereits in ihrem irdischen Leben gewollt haben: die Loslösung von Gott.

Vom Himmel gibt es bis heute allerhand verworrene und verwirrende Vorstellungen – etwa die rührenden Lügen einer diffusen Volksfrömmigkeit, dass ein toter Mensch als Stern vom Himmel funkelt oder dass er mit Engelsflügeln Harfe spielend auf einer Wolke sitzt. Auch wenn sich ein zeitgenössischer Prediger über jedes Fünkchen eschatologischer Hoffnung bei seinen Hörern freut, muss er sich doch davor hüten, solche falschen Vorstellungen zu bestätigen. Er wird sie stattdessen behutsam im Sinne der Bibel

zurechtrücken. Nach deren Zeugnis ist das Bemerkenswerte am Himmel, dass die Seligen ewig ungetrübte Gemeinschaft mit Gott sowie auch untereinander haben. Dies veranschaulicht die Heilige Schrift mit verschiedenen Bildern. Jesus zum Beispiel hat den Himmel mehrmals mit einem königlichen Festmahl verglichen.

Über den Himmel habe ich immer sehr gern gepredigt, auch und gerade bei Beerdigungen. Die Vorfreude auf die ewige Seligkeit macht besonders deutlich, dass das Evangelium eine *frohe* Botschaft ist. Es macht großen Spaß, ausgehend von biblischen Motiven die Herrlichkeit des Himmels auszumalen: Da wird gegessen, getrunken, gelacht, gesungen, gebetet und auch geruht. Da zeigt sich Gottes runderneuerte Welt in einem Zustand vollkommenen Friedens und vollkommener Harmonie. Kindern und einfältigen Menschen wird diese Botschaft unmittelbar einleuchten; geistig Anspruchsvollere tun sich damit schwerer. Ihnen wird man erklären müssen, dass die ewigen Freuden des Himmels uns jetzt nur mit den Farben der alten Welt vor Augen gemalt werden können; ihr wahres Wesen bleibt uns vorläufig unbegreiflich. Aber was es im Himmel nicht mehr geben wird, das kann jeder unmittelbar verstehen: Tränen, Tod, Angst, Leid und Sünde werden da nicht mehr sein.

Das ist nun ein ziemlich langes Kapitel geworden. Die Botschaft, die Gott seinen Predigern aufgetragen hat, ist tatsächlich ziemlich umfangreich. Aber man muss ja nicht alles in einer einzigen Predigt rüberbringen. Ich hoffe jedenfalls, die Predigt-Anwälte sind jetzt zufrieden.

Welche inhaltlichen Schwerpunkte für eine konkrete Predigt ausgewählt werden, hängt in erster Linie vom Predigttext ab, in zweiter Linie auch vom Kirchenjahr, von den Hörern und von der Situation. Für die Schwerpunktsetzung empfiehlt es sich, den biblischen Skopos zu berücksichtigen und ggf. einen weiteren Skopos für die beabsichtigte Hauptaussage der Predigt zu formulieren. Ich gebe zudem jeder meiner Predigten eine Überschrift – hauptsächlich zur

Selbstkontrolle, um beim Thema zu bleiben. Natürlich muss in jeder Predigt das Evangelium zum Zuge kommen, denn allein das Evangelium hat die göttliche Verheißung, seligmachenden Glauben zu wecken und zu erhalten. Auch Gottes Gesetz und (wenigstens implizit) ein Aufruf zur Umkehr sollten nicht fehlen, denn jeder Christ hat immer wieder neu die Hinkehr zu seinem Herrn nötig.

Man kann die Themenbereiche für den Inhalt einer Predigt als konzentrische Kreise beschreiben. Den Mittelpunkt bildet Jesus Christus mit seinem Opfertod und seiner Auferstehung, also das Evangelium im engen und eigentlichen Sinn. Um diese Mitte herum gruppiert sich die christliche Lehre mit ihren verschiedenen Bezügen zum Evangelium. Da geht es um Sünde, Gesetz, Buße, Glaube, Taufe, Abendmahl, Gemeinde, das Wiederkommen Christi zum Gericht und ähnliches. Den nächsten Kreis bilden die Geschichten und Texte der Heiligen Schrift, die die Lehre, das Evangelium und Christus bezeugen. Der äußerste Ring ist das menschliche Leben mit all seinen natürlichen und geistlichen Facetten. Hier besteht der direkteste Bezug zu den Hörern.

Ich stelle mir diese Kreise konkret wie eine große Torte vor und gebe dazu folgenden Rat: Kein Prediger sollte versuchen, seinen Hörern das gesamte Ding mit einem Mal zu servieren. Das würde ihm wahrscheinlich kaum gelingen, und wenn doch, dann wäre es zu schwer verdaulich für die Gemeinde. Besser, man schneidet ein Stück ab, man beschränkt sich also inhaltlich auf bestimmte Bereiche. Ich empfehle, vollständige Keile aus der Thementorte herauszuschneiden, bis hin zur Mitte. Wenn man so vorgeht, erwischt man von jedem Themenbereich etwas und hat auch die Gewähr, dass Christus und das Evangelium dabei sind. Zwar werden dann die Bereiche Lehre, Bibel und Leben nur selektiv abgedeckt, aber das geschieht in so einer Weise, dass der inhaltliche Bezug zwischen ihnen deutlich wird.

Auch wenn die „Torte“ sehr groß und nahrhaft ist, ist sie doch nicht unendlich groß. Mit anderen Worten: Der Inhalt einer Predigt schöpft stets aus demselben Reservoir biblischer Lehre, so wie Christus sie seinen Aposteln anbefohlen hat. Auch moderne Prediger sollen grundsätzlich keine andere Botschaft verkündigen als die Apostel damals. Das führt zwangsläufig zu ständiger inhaltlicher Wiederholung. Darüber braucht sich aber weder der Prediger noch der Predigthörer zu grämen. Auch eine Kindergärtnerin macht es so, oder ein Lehrer, oder eine Flugbegleiterin beim Demonstrieren der Sicherheitseinrichtungen. Nur durch Wiederholung kann man Wichtiges einprägen, sodass die Hörer es verinnerlichen und nie mehr vergessen. Der Apostel Paulus schrieb den Philippern bezüglich der Freude am Evangelium: „Dass ich euch immer dasselbe schreibe, verdrießt mich nicht und macht euch umso gewisser“ (Philipper 3,1).

Langweilig brauchen christliche Predigten deswegen nicht zu sein. Das Evangelium, die Lehre der Kirche und die vielfältigen biblischen Texte lassen sich auf unendlich verschiedene Weisen mit all den Wechselfällen des menschlichen Lebens in Beziehung setzen. Ein guter Prediger wird dabei stets versuchen, die altbewährte Botschaft in immer neuer Weise und mit immer neuen Bildern auszudrücken. Darum soll es in den nächsten beiden Kapiteln gehen.

4. KAPITEL:

Es müssen nicht immer drei Teile sein

Der Aufbau der Predigt

In gewisser Hinsicht hat jede Predigt ganz selbstverständlich drei Teile – so wie jede andere Rede auch und wie jeder Schulaufsatz: Einleitung, Hauptteil und Schluss. Wenn es aber von der klassischen Predigt heißt, sie habe in der Regel drei Teile, ist damit etwas anderes gemeint. Der Hauptteil der Predigt gliedert sich dann in drei etwa gleich große Teile mit drei thematischen Schwerpunkten; Einleitung und Schluss rahmen das Ganze zusätzlich ein.

Theologisch folgen die drei Teile oft dem Schema Gesetz – Evangelium – Paränese. Diese Gliederung ist sinnvoll; auch der Römerbrief ist ungefähr so aufgebaut. Für trinitarische Predigten eignet sich die Dreiteilung ebenfalls gut: Gott Vater – Sohn – Heiliger Geist. Oder für dialektische Predigten: These – Antithese – Synthese. Drei Teile haben zudem den Vorteil, dass sie sich gut merken lassen.

Aber es müssen nicht immer drei Teile sein, manchmal reichen schon zwei. Sie entsprechen der zweiwertigen menschlichen Logik, dem biblischen Denken und einem Grundprinzip der Schöpfung: ja und nein, wahr und falsch, gut und böse, hell und dunkel, männlich und weiblich, plus und minus... Ich habe allerdings auch schon Predigten mit vier, sieben und bis zu 19 Teilen gehalten. (Dabei hatte ich dann allerdings nicht die Erwartung, dass sich die Hörer sie alle merken.)

Die Teile einer Predigt lassen sich in Unter-Teile gliedern und diese wiederum in Unter-Unter-Teile. Manche Prediger sind Gliederungs-

meister und geben ihrem Werk eine geniale Architektur mit noch mehr Hierarchie-Ebenen; am Ende ist jeder einzelne Satz ein Gliederungspunkt. Andere Prediger dagegen sind ausgesprochene Gliederungsmuffel. Ich kannte einen Mitstudenten, der seine Examenspredigt in einem Rutsch geschrieben hat, ohne sich um eine Gliederung zu kümmern. Weil er aber zusammen mit dem Predigtmanuskript auch eine Gliederung abliefern musste, hat er nachträglich sein Werk analysiert und gegliedert.

Manchen Predigten merkt man an, dass ihr Verfasser kein Gliederungsfan ist. Sie klingen nach: „Was mir zum Predigttext und auch sonst noch so alles eingefallen ist.“ Das müssen nicht unbedingt schlechte Predigten sein. Es kommt ja letztlich nicht auf die Struktur, sondern auf die Botschaft an. Wenn der Prediger ein begabter Spontan-Kommunikator ist, können solche Predigten sogar ausgesprochen kurzweilig sein.

Mich persönlich spricht eine sinnvoll gegliederte Predigt mit „rotem Faden“ allerdings mehr an als eine ungeordnete Gedankensammlung. Ich vermute, dass es den meisten Predigthörern ähnlich geht. Wenn du, liebe Leserin oder lieber Leser, anderer Meinung bist, darfst du jetzt Widerspruch einlegen. Trotzdem bitte ich dich, mein folgendes Plädoyer für einen gediegenen Predigtaufbau anzuhören.

Gute Gliederungen, so meine ich, helfen sowohl dem Prediger als auch dem Hörer.

Dem Prediger helfen sie, das Thema bzw. den Skopos mit einem sinnvollen Gedankengang zu entfalten. Ohne Gliederung geschieht es leicht, dass aus diesem „roten Faden“ eher so etwas wie Spaghetti-Salat wird: rote Fadenschnipsel, vermischt mit allerhand themenfremden Gedanken. Aber auch wenn die Reihenfolge der Fadenstücke stimmt, können zu viele Exkurse und Nebengedanken den Prediger daran hindern, die Botschaft klar zu entfalten. Ein journalistisch tätiger Pfarrer hat solche Predigten abfällig „Weih-

nachtsbaumpredigten“ genannt: Wie die Zweige einer Tanne führten Nebengedanken andauernd vom Stamm weg, und man müsse dann immer wieder neu mit dem Hauptgedanken ansetzen. Damit will ich natürlich nicht sagen, dass man bei „zuchtvoll“ gegliederten Predigten auf jeden Exkurs und jeden Nebengedanken verzichten sollte; manchmal können diese auch ganz sinnvoll und erfrischend sein. Trotzdem gilt: Eine gute Gliederung hilft dem Prediger, bei der Sache zu bleiben.

In derselben Hinsicht hilft sie auch dem Hörer. Als Predigthörer finde ich es nämlich eine Zumutung, wenn ich ständig irgendwelchen wilden Gedankensprüngen folgen muss. Aus demselben Grund mag ich übrigens viele zeitgenössische Fernsehserien nicht: Da werden einem andauernd neue Handlungssetzen mit anderen Personen zugemutet; nichts wird richtig zuende erzählt. Aber manche Menschen finden das vielleicht unterhaltsam; die Geschmäcker sind eben verschieden. Jedenfalls lässt sich eine gut gegliederte Predigt besser merken als eine schlecht oder gar nicht gegliederte. Wer bewusst etwas von der Botschaft mit nach Hause nehmen und vielleicht auch mit anderen darüber sprechen möchte, der freut sich, wenn er noch weiß, was erstens, zweitens und drittens kam.

Wie aber kann ein Prediger bei seiner Vorbereitung eine sinnvolle Gliederung finden? Ausgangspunkt muss natürlich die Botschaft sein, also die Aussage des Bibeltextes, sein Bezug zum Evangelium und zur Apostellehre sowie die aktualisierte Anwendung auf die Hörer. Für diesen Inhalt wird dann eine geeignete Form gesucht. Die Form bzw. der Aufbau der Predigt ist gleichsam das Geschirr, in dem die Speise von Gottes Wort ordentlich und ansprechend serviert wird, ein Gang nach dem andern.

Ich selbst gehe dabei so vor: Zunächst schreibe ich mir alle Gedanken und Erkenntnisse auf, die mir zum Predigttext und zu seiner (möglichen) Entfaltung kommen. Auf diesen Zetteln stehen auch Informationen, die ich in Wörterbüchern, Bibelkommentaren und

anderen Quellen gefunden habe. Wenn die Sammelphase abgeschlossen ist, ordne ich alle Notizen einem Gedankengang zu, der dem Thema bzw. Skopos meiner Predigt entspricht. Was sich dabei als irrelevant oder abwegig erweist, wird gnadenlos gestrichen. Meinen Gedankengang gliedere ich dann in sinnvolle Schritte, die ich durchnummeriere. Die Notizen erhalten ebenfalls entsprechende Nummern am Rand, sodass ich sie beim Ausarbeiten leicht in der richtigen Reihenfolge heranziehen kann. Jede Nummer entspricht einem Haupt- oder Unterpunkt meiner Gliederung.

Mit der Zeit habe ich einige Routine mit dieser Vorgehensweise erlangt. Und genau da liegt eine Gefahr. Wer seine Predigten routiniert vorbereitet und gliedert, neigt zum stereotypen Predigen. Die Predigten sind dann alle mit ähnlichen Maschen gestrickt, und die regelmäßigen Hörer können ihr Gähnen kaum unterdrücken. Wobei es natürlich unterschiedliche Hörer gibt: Einfache bis einfältige Hörer lieben es, immer wieder Vertrautes auf vertraute Weise gesagt zu bekommen. Geistig rege Hörer dagegen lieben es, wenn das Vertraute immer wieder aus neuen Perspektiven beleuchtet und mit neuen Informationen angereichert wird. Um letzterer willen habe ich mir schon in jungen Jahren angewöhnt, nicht schematisch zu predigen, sondern den Aufbau meiner Predigten möglichst abwechslungsreich zu gestalten. *Variatio delectat* – Vielfalt erfreut. Nicht zuletzt habe ich damit auch mir selbst einen Gefallen getan, denn das Predigen macht mir mehr Spaß, wenn ich immer wieder andere Modelle verwende und ein bisschen mit ihnen experimentiere.

Ich will jetzt einfach mal verschiedene Predigtmodelle vorstellen.

Eine Predigt, die nach Art eines Aufsatzes inhaltlich gegliedert ist, folgt dem *thematischen* Predigtmodell. Es lehnt sich an klassische rhetorische Vorbilder an. Aber bereits mit diesem thematischen Modell kann man variieren – und das nicht nur hinsichtlich der Anzahl der Teile. Man kann zum Beispiel gliederungstechnisch mal mit

geschlossener und mal mit aufgeklappter „Motorhaube“ predigen. Bei geschlossener „Motorhaube“ erfahren die Hörer nichts Direktes über die Gliederung. Sie erleben lediglich, dass der Gedankenfluss in sinnvollen, angenehm nachvollziehbaren Schritten vonstatten geht. Dabei ist zunächst offen, wovon der nächste Teil handelt und aus wievielen Teilen die Predigt besteht. Auf diese Weise kann ein geschickter Prediger durchaus Spannung erzeugen.

Bei offener „Motorhaube“ dagegen bekommen die Hörer gleich zu Anfang gesagt, aus wievielen Teilen die Predigt besteht und wovon diese handeln. Dazu empfiehlt es sich, die Teile zu benennen, etwa mit Stichwörtern. So habe ich z. B. drei Predigtteile über 1. Korinther 15,54-57 mit den Begriffen „Tod“, „Sieg“ und „Dank“ bezeichnet. Man kann die Teile auch mit Überschriften, Fragen oder Personennamen benennen. Wer besonderen Wert darauf legt, dass die Hörer sich das merken, kann akkumulativ predigen und am Anfang jedes neuen Teils die Überschriften der bisherigen Teile wiederholen. Am Ende kann man noch einmal alle benennen und mit je einem weiteren Satz zusammenfassen.

Ein ebenfalls weit verbreitetes Predigtmodell ist die *expositorische* Predigt. Da gibt der Predigttext die Gliederung vor; der Prediger legt ihn Stück für Stück aus. Oft ergibt sich daraus zugleich auch eine thematische Predigt, denn viele Texte enthalten ja einen Gedanken- gang in logischer Folge. Eine vernünftige Gliederung entsteht dann ebenfalls von allein. So kann man z. B. über Römer 12,12 mit den drei Teilen predigen: „Fröhlich in Hoffnung“, „Geduldig in Trübsal“, „Beharrlich im Gebet“. Wenn Bibeltexte eine Art Aufzählung beinhalten, eignen sie sich besonders gut für expository Predigten – z. B. der 23. Psalm oder das Vaterunser. Die expository Predigt kommt Hörern entgegen, die gern mit aufgeschlagener Bibel den Predigttext mitverfolgen.

Eine Gefahr der expository Predigt besteht darin, dass statt Evangeliumsverkündigung eine exegetische Vorlesung stattfindet.

Der Prediger muss sich daher sorgfältig überlegen, wie tief er mit seinen Hörern in den „Maschinenraum“ der Auslegungskunst hinabsteigt. Meiner Erfahrung nach lassen es die meisten Texte und der zeitliche Rahmen nicht zu, alle einzelnen Erkenntnisse exegetisch herzuleiten. Der Prediger sollte dann lieber die Ergebnisse seiner gründlichen Vorbereitung unkommentiert einfließen lassen. Wenn ein Hörer Genaueres wissen will, kann er ja hinterher nachfragen.

Bei fast allen Hörern sehr beliebt sind *narrative* Predigten. Sie bestehen im wesentlichen aus dem Erzählen einer Geschichte. Es kann sich um eine biblische Geschichte handeln oder um eine andere (entweder frei erfunden oder tatsächlich geschehen), mit der die Botschaft der Predigt deutlich wird. Ich habe immer wieder gern narrativ gepredigt und es dabei meistens so gehalten, dass ich drei oder vier nicht-narrative „Nachdenkereien“ in die Geschichte einschob, um damit ihre Bedeutung zu vertiefen. Bei fiktiven Geschichten habe ich stets betont, dass sie frei erfunden sind, damit es nicht zu Missverständnissen kommt und damit man mich am Ende nicht für einen Lügner hält.

Eine Geschichte lebt von Ereignissen und sinnlichen Wahrnehmungen. Deshalb muss der Prediger sich beim narrativen Modell umstellen: Er soll möglichst wenig erklären oder abstrakt beschreiben, sondern alles durch Handlung zum Ausdruck bringen. Das ist schwerer, als man denkt, und ich gebe zu: Oft ist es mir nicht besonders gut gelungen. Aber je besser es gelingt, desto mehr kann man die Hörer mit der Erzählung fesseln. Natürlich sollte es auch einen Spannungsbogen geben, der in einer Art Pointe mündet. Mir ist es außerdem wichtig, durch meine Erzählweise auf das Wesentliche der Botschaft abzielen. Dazu ist eine gewisse Erzähldisziplin nötig, denn zu viele Ausschmückungen lenken vom Wesentlichen ab.

Besonders beim Nacherzählen biblischer Berichte darf man seine Fantasie nicht ins Kraut schießen lassen. Eventuelle Ausschmückun-

gen sollten historisch stimmig sein und dazu beitragen, dass der Hörer sich gut in die damalige Umwelt hineinversetzen kann. Das erfordert u. U. ein paar Überstunden bei der Predigtvorbereitung.

Etwas freier kann man mit Gleichnissen umgehen. Hier darf der Prediger schon mal einen Anachronismus einbauen, wenn das die Gegenwartsbedeutung aufschließen hilft. Da hat sich dann z. B. der absagende Hochzeitsgast gerade einen Ikea-Schrank gekauft, den er unbedingt zusammenbauen muss... Nach einer entsprechenden „Vorwarnung“ darf ein Prediger durchaus auch mal ein ganzes Gleichnis in die Gegenwart verpflanzen.

Wer es kann (und seiner Gemeinde *zumuten* kann), wird vielleicht mal eine Geschichte in der Predigt verfremden. Er wird etwa einen falschen Schluss erzählen – um damit am Ende deutlich zu machen, was das Wichtige beim richtigen Schluss ist. So könnte der Bauer im Gleichnis über die „von selbst wachsende Saat“ (Markus 4,26-29) zunächst täglich aufs Feld gehen und seine Samenkörner wieder ausbuddeln, um zu sehen, ob sie schon keimen.

Übrigens kommen biblische Gleichnisse manchmal ganz unscheinbar daher und wollen erst entdeckt werden. Da heißt es z. B. in Psalm 130: „Meine Seele wartet auf den Herrn mehr als die Wächter auf den Morgen...“ In einer narrativen Predigt könnte man ausmalen, wie Nachtwächter oder Militärposten bei Kälte und Regen ausharren und immer wieder nach Osten blicken, ob sich da nicht endlich das ersehnte Morgenrot zeigt und sie abgelöst werden.

Manchen Predigern macht es Spaß, narrative Predigten aus ungewöhnlichen Perspektiven zu erzählen, und manche Hörer haben ebenfalls Freude daran. So habe ich einmal die Geschichte von der Taufe des Kämmerers aus dem Blickwinkel seines Kutschers erzählt (vgl. Apostelgeschichte 8,26-40). Nach einer erklärenden Einleitung bin ich dazu in die Ich-Form übergegangen. Zugegeben: Da gerät die Predigt leicht in die Nähe eines Schauspiels, selbst wenn man auf

Kostüme und Requisiten verzichtet. Mancher mag befürchten, dass dann die nötige Ernsthaftigkeit und Authentizität des Predigers auf der Strecke bleiben. Ein Prediger sollte sich also gut überlegen, ob er das seiner Gemeinde zumuten will bzw. ob sie es richtig einordnen und mit Gewinn hören kann.

Von der Erzählung ist es nur ein kleiner Schritt zur *biografischen* Predigt. Da geht es um die Lebensgeschichten biblischer oder auch anderer Personen. Biografien eignen sich vorzüglich, um die „großen Taten Gottes“ am Beispiel eines bestimmten Menschenlebens aufzuzeigen. So lassen sich z. B. die bekannten Josef-Geschichten aus dem 1. Buch Mose als Josefs Lebensweg erzählen. Diese Biografie lehrt nicht nur viel über Gottes Handeln, das sich als roter Faden von seiner Geburt bis zum Tod hindurchzieht, sondern daneben auch viel über menschliche Charaktere, Familienprobleme, Regierungskunst und Vergebung. Nicht zuletzt hat Josefs Lebensgeschichte auch eine prophetische Dimension: Es gibt so manche Parallele zum Leben Jesu.

Highlights im Gemeindeleben sind *gegenständliche* Predigten. Die Hörer erinnern sich oft noch Jahre später an die vorgezeigten und besprochenen Gegenstände. Entsprechend sparsam sollte man auf dieses Modell zurückgreifen, damit es sich nicht abnutzt.

Immer mal wieder habe ich selbst mithilfe von Gegenständen gepredigt und es auch als Hörer öfters miterlebt: eine Sanduhr, eine Zuckerrübe, ein Wassereimer, ein Wasserhahn, ein Schutzhelm, ein Musikinstrument, ein Weinglas (das im Lauf der Predigt zu Bruch ging), vier Klappstühle, ein Plastiksack mit 5000 Erdnüssen...

Die Kunst der gegenständlichen Predigt besteht m. E. darin, den Gegenstand nicht bloß als Gag oder Aufhänger einzusetzen, sondern ihn zu einem „Denkmal“ der Botschaft zu machen. Wenn sich die Hörer nämlich bloß an das Ding selbst erinnern und nicht auch da-

ran, was es veranschaulichen soll, dann ist der beabsichtigte Effekt verpufft.

Man kann übrigens auch über Dinge predigen, die gar nicht da sind oder die man nicht zeigen kann. So habe ich mit Römer 16,16 mal über den heiligen Kuss gepredigt und mit 4. Mose 21,4-9 über die hochinteressante Geschichte der ehernen Schlange im Lauf der Jahrhunderte. Mit geeigneten Worten kann man solche imaginären Dinge vor dem geistigen Auge der Hörer entstehen lassen. Wenn das gut gelingt, ist der Effekt kaum geringer als bei einer Predigt mit echten Gegenständen.

Von visuellen Eindrücken leben auch *Bildbetrachtungen*. Manche Prediger verwenden dazu gern Werke christlicher Kunst. Die Bilder können entweder projiziert oder auf Handzetteln an die Gemeinde verteilt werden. Im kleinen Kreis tut es auch ein hinreichend großes Poster. Ich habe ebenfalls über Kunstgegenstände gepredigt, die zum Kirchraum gehören und die die Gemeinde in jedem Gottesdienst vor Augen hat. Solche Predigten können bewirken, dass lang vertraute Bilder oder Skulpturen plötzlich mit ganz neuen Augen angesehen und mit der Botschaft des Evangeliums verknüpft werden. Wenn Bilder auf Handzetteln verteilt werden, hat das den Vorteil, dass die Hörer sie mit nach Hause nehmen und dort weiter betrachten können.

Mit den gegenständlichen Predigten und den Bildbetrachtungen haben wir bereits den Bereich des einfachen Kanzelmonologs verlassen und uns den spezielleren Predigtmodellen zugewandt. Zu ihnen gehört auch die *Dialogpredigt*. Ich höre dich, liebe Leserin und lieber Leser, verwirrt einwenden: „Sollte nicht jede Predigt eine Art Dialog sein, nämlich zwischen Prediger und Gemeinde?“ Ich antworte: Ja, ein guter Prediger ist durchaus in der Lage, seine Predigt wie ein Gespräch mit den Hörern klingen zu lassen und auch spontan auf ihre (nonverbalen) Reaktionen einzugehen. Aber unter einer echten Dialogpredigt verstehe ich noch etwas anderes.

Als junger Prediger habe ich zusammen mit einem ebenfalls jungen Amtsbruder einmal folgende Missionsfestpredigt gewagt. Die Nachmittagsveranstaltung begann um 14 Uhr, also um die Zeit, die manche als „Bratkartoffel-Koma“ bezeichnen. Die Tatsache, dass vier Prediger anwesend waren und offensichtlich auch alle etwas sagen wollten, wirkte nicht gerade ermunternd. Ich begann mit einer Predigt über evangelistischen Lebensstil und führte gerade aus, wie wichtig ein geordnetes tägliches Andachtsleben sei. Da erhob sich mein Kollege, fiel mir ins Wort und gab laut zu bedenken, was viele wohl leise dachten: Als Junggeselle hätte ich gut reden mit geordneten Morgenandachten, aber als Familie mit kleinen Kindern sei das ausgesprochen schwierig. Plötzlich waren alle Missionsfestbesucher hell wach. Ein älterer Herr erhob sich erregt und kritisierte unsere Meinungsverschiedenheit. Er hatte gar nicht gemerkt, dass es sich um den Anfang einer gemeinsam geplanten Dialogpredigt handelte. So war er unfreiwillig und spontan zum Mitgestalter der Predigt geworden.

In diesem Beispiel repräsentierten die beiden Dialogpartner These und Antithese; gemeinsam entwickelten wir dann auch eine Synthese. Auf ähnliche Weise können Pro- und Kontra-Argumente auf zwei Prediger verteilt werden. Auch Fragen und Antworten sind möglich und, daraus weiterentwickelt, ein (fiktives oder echtes) Interview. Dabei besteht die Möglichkeit, das narrative oder biografische Predigtmodell mit einer Dialogpredigt zu kombinieren.

Übrigens braucht man für eine Dialogpredigt nicht unbedingt zwei Pastoren. Man kann als Prediger auch einen Lektor oder ein anderes Gemeindeglied um Mithilfe bitten. Und wenn man niemanden findet, kann man notfalls auch allein eine Dialogpredigt halten. Man wird dann z. B. nach einer entsprechenden Einführung ggf. durch Blickrichtung, Mimik und Gestik andeuten, für wen man gerade spricht. Ich habe auf diese Weise mal eine Predigt über Lukas 10,38-42 als fiktiven Dialog zwischen Maria und Marta gehalten. Es

ist auch möglich, einen Monolog so zu gestalten, dass er wie ein Dialog mit einem gedachten Gegenüber klingt. Man muss dann nur dessen Fragen, Einwände und sonstigen Redebeiträge in der Erwiderung irgendwie anklingen lassen.

Selbstverständlich können auch mehr als zwei Personen bei einer Dialogpredigt mitwirken. In vielen Gemeinden ist es z. B. üblich, die Konfirmanden und ihr christliches Wissen mit einem Predigtgespräch vorzustellen. Früher hieß das „Konfirmandenprüfung“. Ich habe mehrmals solche Konfirmanden-Dialogpredigten gehalten, mit wechselndem „roten Faden“. Die Konfirmanden haben dabei das im Konfirmandenunterricht Gelernte teils in freier Rede, teils mit auswenig gelernten Texten eingebracht. In ähnlicher Weise kann man übrigens auch mal mit einem Gemeindegremium oder mit dem Kirchenvorstand eine Predigt gemeinsam vorbereiten und halten.

Von da aus ist es nicht weit zur *katechetischen* Predigt. In manchen Gemeinden hat sie als sog. „Christenlehre“ ihren angestammten Platz im Gottesdienst. Dabei handelt es sich nicht um einen vorgeplanten Dialog, sondern eher um eine Predigt mit Hörerbeteiligung, also eine *interaktive* Predigt.

Natürlich erfordert auch die interaktive Predigt eine gründliche Vorbereitung. Da wird der Prediger oft mit sokratischer Fragekunst geistliche Erkenntnisse aus der Gemeinde herauslocken und dabei manches vor langer Zeit Gelernte wieder ins Bewusstsein rufen. Aber auch die Gemeinde muss die Möglichkeit haben, Fragen zu stellen. Es kann dann zu spontanen Exkursen oder sogar zu wirklichen kleinen Gesprächen kommen.

Aber auch wenn eine Predigt grundsätzlich monologisch verläuft, lassen sich zur Auflockerung interaktive Elemente einbauen. Ich habe meine Predigten manchmal mit einer stillen Minute unterbrochen, damit sich zunächst jeder Hörer für sich über eine bestimmte Frage Gedanken macht. Man kann auch den Organisten

bitten, so einen Nachdenk-Teil mit dezenter Musik zu untermalen. Ebenso lässt sich ein kleiner Gesprächsblock in fast jede Predigt einbauen. Oder man singt zwischendurch mit der Gemeinde eine Liedstrophe, oder lässt sie gemeinsam einen bekannten Text rezitieren. Wie gut interaktive Predigten funktionieren, hängt natürlich sehr von der Bereitschaft der Gemeinde ab, sich darauf einzulassen. Meine Erfahrung: Am einfachsten geht es mit Kindern.

Spezielle Zuhörer benötigen ggf. spezielle Predigtmodelle – z. B. demente oder konzentrationsschwache Personen. Wichtiger als ein eleganter Gedankenbogen sind da kurze, einprägsame *Verkündigungsimpulse* mit vielen Wiederholungen. Sie lassen sich gut als Mini-Predigten in den Gottesdienstablauf integrieren, angefangen von einer Begrüßung mit Botschaft bis hin zu Mitteilungen mit Botschaft am Schluss. Oder es können anstelle von den üblichen Schriftlesungen zwei oder drei Kurzpredigten gehalten werden, jeweils unterbrochen von Liedern oder Instrumentalmusik.

Über die hier genannten Predigtmodelle hinaus gibt es noch viele andere; der Kreativität sind praktisch keine Grenzen gesetzt. Auch lassen sich die meisten genannten Modelle miteinander kombinieren. Wer sie bewusst einsetzt, um den Aufbau seiner Predigten zu variieren, besitzt damit ein wirksames Mittel gegen langweilige Predigt-routine.

Soviel zum Hauptteil der Predigt. Bleiben noch Einleitung und Schluss. Beides lässt sich nicht umgehen, denn irgendwie muss man eine Predigt ja anfangen und irgendwie muss man sie auch zuende bringen.

Werfen wir also zunächst einen Blick auf die *Einleitung*. Die meisten Prediger widmen ihr viel Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Heraus kommt oft eine kleine Geschichte (manchmal auch gar nicht so klein), die die Hörer auf das Thema der Predigt einstimmen und neugierig machen soll. Meistens ist sie aus der Alltagswelt des

Predigers oder der Hörer gegriffen. Amerikanische Prediger erzählen oft lustige Geschichten, manchmal sogar stilechte Witze. Sie wollen ganz bewusst die Gemeinde erst einmal zum Lachen bringen, damit sie dann wohlwollend den Rest der Predigt anhört. Manche Prediger versprechen ihren Hörern zu Anfang, dass sie es kurz machen werden. Da bin ich als Predigthörer immer sehr misstrauisch, denn oft geht diese Verheißung nicht in Erfüllung.

Vielen Predigern ist nicht bewusst, dass sie mit solcherart Einstiegen einer uralten rhetorischen Regel folgen, die bereits antike Redner beherzigten. Sie lautet: Bevor man dem Hörer inhaltlich etwas zumutet, muss man eine positive Beziehung zu ihm aufbauen, dann bestehen gute Chancen, dass er sich auf die Argumente der folgenden Erörterung einlässt. Ein schönes Beispiel für solchen „Eisbrecher“-Einstieg bietet die Anklage des Rechtsanwalts Tertullus vor dem Prokurator Felix. Sie beginnt so: „Dass wir in großem Frieden leben unter dir und dass sich für dieses Volk vieles gebessert hat durch deine Fürsorge, das erkennen wir allezeit und allenthalben mit aller Dankbarkeit an, hochgeehrter Felix“ (Apostelgeschichte 24,2-3). Wir merken: Bei der Einleitung schreckte man damals auch nicht davor zurück, den Angeredeten unverhohlen zu schmeicheln.

Es ist fraglich, ob die alte rhetorische Einleitungsregel für gottesdienstliche Predigten überhaupt relevant ist. Und es ist darüber hinaus fraglich, ob denn die Predigt wirklich erst dann beginnt, wenn die Gemeinde sich behaglich hingesetzt hat und der Prediger mit seinen Ausführungen beginnt. Mit einigem Recht könnte man sagen, dass ihre „Einleitung“ schon längst stattgefunden hat. Vielleicht hat der Pastor bereits zu Beginn des Gottesdienstes die Gemeinde mit ein paar freundlichen Worten begrüßt. Und bestimmt sind Lob und Anbetung der Predigt vorausgegangen – was könnte ein besserer Einstieg zum Hören von den „großen Taten Gottes“ sein? Und das Verlesen des Predigttextes – ist das nicht eigentlich der „richtige“

Beginn der Predigt? Und welche Funktion hat denn das Gebet um gesegnetes Reden und Hören, das viele Prediger zwischen der Textverlesung und ihren Ausführungen sprechen? Was soll da noch eine weitere Einleitung?

Ich halte es darum für völlig in Ordnung, wenn der Prediger gleich in den Hauptteil seiner Predigt hineinspringt, nach welchem Modell dieser auch immer gegliedert sein mag. Er braucht gar nicht besonders um Aufmerksamkeit zu werben, denn die ist zu dem Zeitpunkt meistens sowieso am größten. Aus diesem Grund habe ich mir die interessanten oder lustigen Alltagsgeschichten manchmal bis zum letzten Drittel der Predigt aufgehoben, wenn die Aufmerksamkeit der Hörer spürbar abnimmt.

Versteh mich nicht falsch, liebe Leserin und lieber Leser: Ich habe nichts gegen eine kurzweilige Einleitung einzuwenden, ich habe selbst viele Predigten so begonnen. Ich wollte nur deutlich machen, dass ich sie nicht für unverzichtbar halte. Allerdings: Wenn denn eine Predigt einen bewussten Einleitungsteil bekommt, dann sollte der auch Hand und Fuß haben. Und der Prediger sollte sich über seine Funktion im Klaren sein.

Einen guten Sinn, so meine ich, haben Einleitungen, die den Hörer auf kurzem Weg zur Botschaft der Predigt hinführen. Idealerweise sollte der Hörer später, wenn ihm dieser Einstieg wieder einfällt, sich auch an den Hauptgedanken der Predigt erinnern. Dabei ist es egal, ob der Einstieg aus einer erzählten Geschichte oder aus einem mitgebrachten Gegenstand oder vielleicht sogar aus einem Anspiel der Gemeindejugend besteht.

Im Lauf der Zeit sind mir als Predigthörer und Prediger ein paar Fallstricke bewusst geworden, die eine gut gemeinte Predigt-einleitung sabotieren können.

Erstes Problem: Die Einleitung ist zu lang und zu ausgefeilt im Vergleich zum Rest der Predigt. Sie wirkt wie ein bombastischer Säuleneingang vor einer Hütte.

Zweites Problem: Der Prediger hatte mehrere Einstiege zur Auswahl, konnte sich nicht entscheiden und brachte alle. Aber es ist so wie mit der Ehe: Auch wenn sich ein Mann in mehrere Frauen verliebt hat, sollte er nur eine heiraten.

Drittes Problem: Der Einstieg holt die Hörer nicht wirklich in ihrem Alltagsleben ab. Als Jugendlicher fand ich es immer schwierig, wenn Prediger mit alten Kriegsgeschichten anfangen. Heute nervt es manche Jugendliche vielleicht, wenn der Prediger DDR- und Wendegeschichten für einen aktuellen Einstieg hält.

Viertes Problem: Die Anfangsgeschichte ist zwar an sich sehr schön und ansprechend, hat aber nur entfernt etwas mit dem Predigtthema zu tun. Anstatt hinzuführen, führt sie weg.

Fünftes Problem: Der Einstieg passt nicht zur Grundstimmung der Gemeinde in der gottesdienstlichen Situation. Wenn z. B. eine Beerdigungspredigt mit lockerem Smalltalk oder einer Betrachtung zur weltpolitischen Lage beginnt, wird man die Hörer eher irritieren als abholen.

Zum Schluss noch was zum *Schluss*.

Der Predigtschluss kann verschiedene Funktionen und Gestalten haben. Es kann sich um eine Zusammenfassung handeln, eine Schlussfolgerung, einen Bußruf, ein Gebet, ein Gotteslob oder eine Frage zum Weiterdenken. Auf keinen Fall sollte der Schluss ein Sammelbecken für Restgedanken sein, die der Prediger bisher noch nicht unterbringen konnte.

Und: Mehrere Schlüsse nacheinander sind noch schlimmer als mehrere Einstiege. Die Hörer denken: Ist der denn immer noch nicht fertig? Es ist so wie beim Finale einer Beethoven-Sinfonie: Es

kommt immer noch eine Schluss-Kadenz, und noch eine, und noch eine... Nur eben nicht so meisterhaft wie bei Beethoven.

Langatmig geraten Schlüsse immer dann, wenn sie nicht gut vorbereitet sind. Während manch ein Prediger viel Fleiß in die Einleitung steckt, behandelt er den Schluss eher stiefmütterlich. Leider habe ich mich selbst auch schon ein paarmal dabei ertappt.

Und ich habe mal probiert, eine Predigt mit einem Cliffhanger zu beenden. Als Cliffhanger bezeichnet man gewöhnlich den offenen Ausgang einer Filmepisode, an den in der nächsten Folge angeknüpft wird. In der Literatur gibt es den Cliffhanger ebenfalls, auch wenn er nicht so genannt wird. Die Absicht ist klar: Die Leser bzw. Zuschauer sollen bei der Stange gehalten werden und sich für die nächste Folge interessieren. In dieser Weise habe ich am Ostersonntag mal eine Predigt ohne Schluss gehalten und nur gesagt, dass die Fortsetzung morgen folge, am Ostermontag. Mir gefiel nämlich nicht, dass viele Gemeindeglieder zwar am Ostersonntag zum Gottesdienst kommen, am Ostermontag aber zu Hause bleiben. Hat es funktioniert? Nicht besonders gut, muss ich zugeben. Nur zwei oder drei Gemeindeglieder meinten ausdrücklich, sie würden am Montag wiederkommen, um den zweiten Teil der Predigt zu hören.

Was kann man noch falsch machen? Man kann zu spät Schluss machen. Dann werden die Gemeindeglieder bereits am Ende des Hauptteils unruhig und beklagen sich hinterher über eine zu lange Predigt. Andererseits habe ich es auch schon erlebt, dass Gemeindeglieder sich über zu kurze Predigten beklagt haben. Was wäre denn die richtige Länge? Eine alte Faustregel sagt: höchstens zwanzig Minuten. Ich habe mir über die Zeitdauer nie viel Gedanken gemacht und schaue beim Predigen grundsätzlich nicht auf die Uhr (nur bei Live-Übertragungen im Rundfunk habe ich Ausnahmen gemacht). Ich glaube nämlich nicht, dass man die richtige Länge einer Predigt in Minuten bemessen kann; entscheidend ist vielmehr die „gefühlte“ Länge. Wenn der Prediger mit seinem Gedankengang nicht zu Pott

kommt und je länger, je langatmiger predigt, dann scheint sich seine Rede endlos hinzuziehen. Das versuche ich zu vermeiden. Ansonsten halte ich mich an die Regel: Ich predige so lange, bis meine Predigt fertig ist.

5. KAPITEL:

Aufs Maul geschaut oder frei nach Schnauze?

Die Sprache der Predigt

„Ich vertrete in Übereinstimmung mit meinen Fachkollegen die Überzeugung, dass ein Mensch nicht in der Lage ist, hinsichtlich seiner forensischen Beurteilung durch Gott mit gesetzeskonformen Aktivitäten ein positives Urteil zu evozieren, sondern dass er dies exklusiv nur mit dem Gott gegenüber erzeugten Vertrauen vermag.“ So könnte jemand das inhaltsschwere Pauluswort Römer 3,28 übersetzen. Das ist natürlich schlechtes Deutsch. Martin Luther dagegen hat übersetzt: „So halten wir nun dafür, dass der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“ Luther gilt bei Sprachwissenschaftlern bis heute als Meister der Sprachkraft.

Weil allerdings das Wörtchen „allein“ nicht im griechischen Urtext steht, bezichtigten damals einige theologische Widersacher den Reformator der Bibelverfälschung. Luther wehrte sich leidenschaftlich mit seinem „Sendbrief vom Dolmetschen“ (W², Bd. 19, Sp. 968 ff.). Darüber hinaus verriet er in dieser Schrift grundsätzlich, nach welchen Prinzipien er die Bibel übersetzt hat. In diesem Zusammenhang finden wir den Satz: „Man muss nicht die Buchstaben in der lateinische Sprache fragen, wie man soll Deutsch reden, wie diese Esel tun, sondern man muss die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und danach dol-

metschen, so verstehen sie es denn und merken, dass man Deutsch mit ihnen redet.“

Man soll beim Bibelübersetzen dem Volk „aufs Maul sehen“, meint Luther. Das macht Mühe, schreibt er, das erfordert gründliche Recherchen über die Sprachkompetenz der Leser bzw. Hörer. Auf's Maul schauen bedeutet also keineswegs frei nach Schnauze zu übersetzen, so wie einem gerade der Schnabel gewachsen ist. Und es bedeutet auch nicht, den Hörern nach dem Munde zu reden; es handelt sich nicht um eine Anbiederungstaktik. Beides gilt ebenso fürs Predigen.

So sorgfältig Luther die Worte beim Bibelübersetzen auch gewählt hat – seinen „Sendbrief vom Dolmetschen“ hat er wohl doch ein bisschen frei nach Schnauze geschrieben. Aber er hat seinen Adressaten bestimmt nicht nach dem Munde geredet. Er hat klar gesagt, was Sache ist, und seinen Widersachern damit deutlich widersprochen – wobei er sich den kleinen Seitenhieb auf diese philologischen „Esel“ nicht verkneifen konnte.

Durch Luthers Satz im „Sendbrief vom Dolmetschen“ ist das Auf's-Maul-Schauen zur Redewendung geworden. Dabei darf man nicht übersehen, dass Luther es als ein Mittel zum Zweck ansah, damit die Leute die Bibel verstehen. Auf's Verstehen kommt es auch in der Predigt an: Sie muss klar und allgemeinverständlich sein, das ist die erste und wichtigste Anforderung an ihre Sprachgestalt. Sprachlich verständlich verkündigen – das bin ich als Prediger der Botschaft und ihrem Urheber schuldig. Zwar ist alles sprachliche Verstehen umsonst, wenn nicht der Heilige Geist die Herzen öffnet. Aber dieses Werk möchte der Heilige Geist durch Gottes Wort wirken, welches gehört und verstanden sein will. Nicht ohne Grund wird der Glaube im Neuen Testament auch „Erkenntnis des Heils“ genannt (vgl. Lukas 1,77).

Kommunikationstechnisch betrachtet ist Sprache ein Code zur Übermittlung von Informationen. Es handelt sich um phonetische Symbole, die bestimmte Dinge, Vorgänge und Gedanken repräsentieren. Im einfachsten Fall codiert der Sender seine Nachricht direkt mit solchen Symbolen, die der Empfänger decodieren kann.

Beim Predigen liegt die Sache komplizierter. Da wird die Botschaft auf dem Weg vom ursprünglichen Sender (Gott) bis zum Empfänger (Predigthörer) meistens mehrfach umcodiert. Statt „umcodieren“ kann man auch „übersetzen“ sagen.

Das schwierigste Stück Übersetzungsarbeit hat Gott selbst geleistet: Er hat seinen göttlichen Willen in menschliche Sprache umgegossen, sodass Propheten und Apostel ihn erfassen und weitersagen konnten. Dies entspricht dem Wunder, dass Gottes Sohn Mensch wurde und selbst menschlich verkündigte. „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns“, heißt es (Johannes 1,14). Dieses Wunder ereignete sich auch zu Pfingsten, als die Zuhörer der Apostel erstaunt feststellten: „Wir hören sie *in unsern Sprachen* die großen Taten Gottes verkünden“ (Apostelgesch. 2,11).

Die biblische Botschaft der Apostel und Propheten liegt uns auf Hebräisch und Griechisch vor. Luther war sich bewusst, dass erneut umcodiert werden muss, damit die Menschen in Deutschland Gottes Botschaft verstehen. Deswegen hat er so viel Arbeit und Sorgfalt in seine Bibelübersetzung gesteckt. Besonders mühsam war die Übersetzung des Alten Testaments. In seinem „Sendbrief vom Dolmetschen“ berichtet er: „Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philippus, Aurogallus und ich, dass wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein jeder lesen und meistern, läuft ein jeder jetzt mit den Augen durch drei oder vier Blätter, und stößt nicht *einmal* an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er jetzt überhin geht wie über ein gehobelt Brett, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten...“

Nun müssen wir allerdings feststellen, dass das einstmals so glatt „gehobelt Brett“ des Lutherdeutschs für uns heute nicht mehr so mühelos zu bewältigen ist wie für Luthers Zeitgenossen. Selbst der geübte Prediger fragt sich manchmal, was Luther denn wohl gemeint hat. (Weißt du übrigens, was eine Wacke ist? Siehst du!) Wie gut, wenn er dann mithilfe verlässlicher Fachbücher den hebräischen oder griechischen Bibeltext selbstständig in eine ihm vertrautere Sprachgestalt bringen kann. Auch der Vergleich mit anderen modernen Übersetzungen kann hilfreich sein.

Abgesehen von der rein sprachlichen Umcodierung muss der Prediger noch eine weitere Übersetzungsarbeit leisten, die mindestens ebenso schwierig ist: Er muss die Begriffe der biblischen Alltags- und Gedankenwelt in seine eigene Lebens- und Gedankenwelt übertragen – so wie ein Fährmann Leute und Dinge von einem Ufer ans andere *übersetzt*.

Nimm an, du sollst eine Predigt halten, hast im obigen Sinn gründliche Vorarbeit geleistet und verstehst nun, was Gott sagen will. Nimm weiter an, du sprichst nur Chinesisch, sollst aber zu deutschsprachigen Menschen reden. Da musst du zugeben: Deine Predigt kann noch so gut sein, sie erfüllt nicht ihren Zweck. Weil die Hörer dich nicht verstehen, können sie auch nicht verstehen, was Gott (der Sender) durch dich (das Medium) kommunizieren will. Es gibt nur einen Ausweg: Die Information muss noch ein weiteres Mal umcodiert bzw. übersetzt werden. Dafür stehen dir grundsätzlich zwei Möglichkeiten zur Verfügung: Entweder du engagierst einen Dolmetscher oder du lernst die Sprache deiner Hörer.

Aus meiner Erfahrung als Afrika-Missionar würde ich immer zur zweiten Option raten. Denn je öfter die Botschaft umcodiert wird, desto anfälliger wird sie für Verkürzungen und versehentliche Verfälschungen. Besser ist es in jedem Fall, die Sprache der Hörer zu beherrschen. Ich habe Prediger erlebt (nicht zuletzt afrikanische), die haben wie Meister des Simultan-Schachs in einer einzigen Predigt

mit Menschen aus zwei oder drei verschiedenen Sprachgruppen kommuniziert. Wenn man so etwas miterlebt, denkt man gleich ein bisschen an Pfingsten. Mag sein, dass im Zuge der gegenwärtigen globalen Völkerwanderungen solche Übersetzungskunst auch in Deutschland immer wichtiger wird.

Was ich sagen will, ist dies: Der Prediger kann nicht erwarten, dass sich die Hörer sprachlich nach ihm richten, sondern er muss sich seinerseits nach seinen Hörern richten und versuchen, ihre Sprache zu sprechen. Wie Luther sollte er ihnen sorgfältig aufs Maul schauen, damit die letzte Phase der Umcodierung gelingt.

Das gilt auch dann, wenn Prediger und Hörer dieselbe Muttersprache haben. Luther hat zwar von Kindheit an deutsch gesprochen, trotzdem erforschte er sorgfältig die Sprachgewohnheiten seiner Mitmenschen. Der Grund: Als Theologieprofessor war Luther es gewohnt, auf Latein zu schreiben, zu sprechen und wahrscheinlich auch zu denken. Vielleicht geht es heute einem jungen Theologen ähnlich, wenn er gerade sein Studium abgeschlossen hat. Da hat er sich zwar nicht unbedingt auf Latein, aber doch in akademischer Sprache mit „Gottes großen Taten“ beschäftigt, hat kluge Dozenten gehört und anspruchsvolle Bücher gelesen. Nun soll er dieselben großen Taten Menschen weitersagen, von denen viele überhaupt nicht studiert haben, geschweige denn Theologie. Dieser arme Theologe kann zwar ausgezeichnet Fachchinesisch, aber er tut sich schwer, normales Deutsch zu predigen. Da bleibt ihm nichts anderes übrig, als seiner Gemeinde aufs Maul zu schauen und seine Predigten von Theologisch auf Normalisch zu übersetzen. Ein entsprechendes Wörterbuch gibt es dafür leider nicht, und mit dem Prinzip „frei nach Schnauze“ ist es ebenfalls nicht getan.

Aufs Maul schauen bedeutet übrigens nicht, die Sprachgewohnheiten einfacher Menschen zu imitieren. Ein Prediger soll ja glaubwürdig sein und muss deshalb auch in seiner Sprechweise authentisch bleiben. Falls er z. B. eine andere Dialektfärbung hat als

seine Hörer, braucht er sich nicht zu verbiegen, solange er verstanden wird. Das gilt auch für die Sprachebene. Es mutet immer einigermaßen merkwürdig an, wenn alte Pastoren krampfhaft versuchen, im Jugendjargon zu predigen. Noch einmal: Es geht beim Aufs-Maul-Schauen allein ums Verstanden-Werden, nicht ums Einschleimen.

Auf der anderen Seite sollte sich ein Prediger davor hüten, bewusst hochtrabend zu formulieren, um damit seine Gelehrsamkeit zur Schau zu stellen. Wenn jemand aus Unvermögen (oder vielleicht auch aus Faulheit) Fachchinesisch redet oder Phrasen drischt, dann sei ihm das noch nachgesehen, aber wenn jemand mit solchem Beeindruckungsdeutsch prahlen will, dann ist er charakterlich nicht qualifiziert als Prediger des Evangeliums.

Nun sind ja manche Leute von Natur aus sprachbegabt und andere nicht. Ich habe mir vier Kategorien ausgedacht, nach denen ich rhetorische Fähigkeiten beurteile: Die erste Gruppe sagt einfache Dinge mit einfachen Worten, die zweite Gruppe sagt komplizierte Dinge mit komplizierten Worten, die dritte Gruppe sagt einfache Dinge mit komplizierten Worten und die vierte Gruppen sagt komplizierte Dinge mit einfachen Worten. Ich gebe zu: Die dritte Gruppe ist mir nicht sympathisch, die vierte Gruppe jedoch bewundere ich und nehme sie mir zum Vorbild.

Aber natürliche Sprachbegabung hin oder her: Jeder kann an seiner Sprache arbeiten und die Verständlichkeit verbessern. Und jeder Prediger sollte das auch tun, und zwar sein Leben lang. Aber *was* kann man dafür tun – außer den Menschen aufs Maul zu schauen? Da gibt es ein paar gute Regeln: Kurze Sätze, kurze Wörter! *Einfach* reden, Alltagssprache sprechen! Was einfache Menschen verstehen, das werden kluge auch verstehen, aber umgekehrt funktioniert es nicht. Wenn du dich mit einfacher Sprache schwer tust, dann rate ich dir: Geh dein Manuskript immer wieder durch, drei-, vier-, fünfmal! Suche Ersatz für lange oder komplizierte Wörter! Streiche Un-

wesentliches, vor allem unwichtige Adjektive! Fang für jeden neuen Gedanken einen neuen Satz an! Mach aus einem langen Satz zwei kurze, besser noch drei! Halte nach verdächtigen Endungen Ausschau wie „-ung“, „-heit“, „-keit“ oder „-ismus“; für solche Wörter findet man oft bessere. Achte darauf, dass nicht nur Substantive den Sinn tragen, sondern auch Verben! Aktiv geht vor Passiv, Konkretes vor Abstraktem, Positives vor Verneinung! Es gibt ganze Bücher und Kurse, wo man solche Dinge lernen kann.

Vor langer Zeit saß ich an der Hamburger Universität in einer Vorlesung des jungen Dozenten Friedemann Schulz von Thun. Er ist heute ein bekannter Kommunikationspsychologe. Schulz von Thun untersuchte damals gerade, was eine sprachliche Mitteilung besonders verständlich macht. Als Resultat präsentierte er vier „Verständlichmacher“: erstens Einfachheit, zweitens Gliederung bzw. Ordnung, drittens Kürze bzw. Prägnanz, viertens zusätzliche Stimulanz. Allein die Art und Weise, *wie* er das vorstellte, hat uns Studenten begeistert: Er dozierte nicht, sondern er veranschaulichte alles; er spielte es uns gewissermaßen vor auf seinem Podium.

Erstens, so meint er, soll ein Text möglichst unkompliziert und einfach sein. Zweitens sollen die Informationen nicht zusammenhanglos vermittelt, sondern ordentlich gegliedert werden. Drittens soll der Text nicht weitschweifig, sondern eher kurz und treffend sein, allerdings nicht allzu knapp; ein bisschen „Redundanz“ erhöht durchaus die Verständlichkeit. Und viertens: Ein Text wird meistens noch verständlicher, wenn die Information durch besondere sprachliche Stilmittel, sog. „zusätzliche Stimulanz“, vertieft wird. Es kann sich um bildliche Rede handeln, um lautes Denken oder um Personifizierung. Ich sehe den Dozenten noch heute vor meinem geistigen Auge, wie er sich auf verschiedene Stühle setzte und auf jedem sprachgewandt in die Rolle eines anderen abstrakten Begriffs schlüpfte.

Zum Thema Knappheit und Redundanz möchte ich von mir aus ein paar Gedanken ergänzen, die besonders das Predigen betreffen. Es liegt in der Natur der Sache, dass sich bei Gottes Botschaft der Inhalt stets wiederholt, denn es geht heute wie vor zweitausend Jahre um das eine unveränderliche Evangelium von Jesus Christus. Dieses Evangelium soll den Menschen immer wieder neu ins Herz gepredigt werden, damit es dort tief verankert wird. Redundanz bzw. Wiederholungen spielen in der christlichen Verkündigung daher eine wesentlich wichtigere Rolle als in anderen Zusammenhängen.

Dabei müssen allerdings zwei Arten von Wiederholungen unterschieden werden: das wortgleiche Wiederholen und das variierte Wiederholen. Für Kinder und einfache oder demente Menschen ist das wortgleiche Wiederholen wichtig, wie es auch in der Katechetik beim Auswendiglernen geschieht. Der Prediger wird für diese Personengruppen immer wieder bekannte Sätze aus Bibel, Katechismus und Gesangbuch zitieren, auch wird er Kernsätze aus seiner Predigt wörtlich wiederholen. Geistig rege Personen kann man damit schnell langweilen; für sie eignet sich das variierte Wiederholen besser: Dieselben Inhalte werden dann mit immer neuen Worten, Wendungen und Bildern ausgedrückt und aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet. Wer Akademikern oder aufgeweckten Jugendlichen predigt, kann auf diesem Weg Glaubensinhalte gut vertiefen.

Bisher habe ich Sprache aus einem streng sachlichen Blickwinkel betrachtet, nämlich als Codierung zum möglichst verständlichen Übermitteln von Informationen. Aber Sprache kann mehr. Ich möchte das mit Friedemann Schulz von Thuns bekanntestem Beitrag zur Kommunikationspsychologie verdeutlichen, dem „Vier-Seiten-Modell“ und seinen charakteristischen Farben. Es veranschaulicht, dass jede sprachliche Mitteilung über ihren Sachgehalt (blau) hinaus noch drei weitere „Seiten“ haben kann, nämlich eine Beziehungsseite (gelb), eine Selbstkundgabe (grün) und einen Appell (rot). Wenn z. B. ein Mann zu einer Frau sagt: „Du hast wunderschöne

Augen“, dann teilt dieser Satz nicht nur auf der Sachebene (blau) etwas über das Aussehen der Frau mit, sondern auch über die Beziehung zwischen den beiden (gelb): Es ist eine Liebeserklärung. In ähnlicher Weise teilt das Evangelium von Jesus Christus nicht nur heilsgeschichtliche Fakten mit, sondern es ist Gottes Liebeserklärung an die Menschheit. Und eine Predigt ist nicht nur eine Rede über das Thema Gott (blau), sondern zugleich eine Selbstkundgabe Gottes (grün) – sowie ein Stück weit auch des Predigers. Ob es dem Prediger gefällt oder nicht: Die Predigt ist wahrscheinlich der Teil des Gottesdienstes, in dem er am meisten von sich selbst preisgibt.

Weil die „gelbe“ Beziehungsseite für die Predigt so wichtig ist, empfehle ich jedem Prediger, seine Hörer persönlich anzureden. Die meisten tun das ohnehin ganz selbstverständlich. Am besten geht es, wenn er sich schon bei der Predigtvorbereitung einen konkreten Menschen vorstellt, mit dem er sich unterhält. Bei mir ist es so, dass sich ein entsprechender Gedanken-Dialog bei der Vorbereitung fast immer von selbst einstellt: Wenn ich über das Bibelwort nachdenke, dann erkläre ich im Stillen jemandem etwas, gehe auf Rückfragen und Einwände ein, ermuntere den imaginären Gesprächspartner und ermahne ihn auch manchmal. Wenn ich die Predigt dann tatsächlich halte, schaue ich gern in die Gesichter bestimmter aufmerksamer Hörer und stelle mir vor, dass sie eben diese Gesprächspartner sind.

Natürlich darf man diesen dialogischen Ansatz nicht überstrapazieren. Es wäre peinlich, wenn die Gemeinde den Eindruck gewönne, ihr Pastor predige immer nur ganz bestimmte Leute an. Und man muss andererseits achtgeben, dass man seine Vorstellung vom Hörer nicht unzulässig verallgemeinert. Formulierungen wie „Wir alle wissen doch...“ oder „Wir freuen uns heute ganz kolossal...“ sind übergreifig und vereinnahmen die Hörer in unzulässiger Weise. Wenn dann da jemand sitzt, der nicht weiß, was „alle wissen“, dann fühlt er sich ausgegrenzt. Oder wenn da jemand

sitzt, der traurig ist an einem Tag, wo sich alle „ganz kolossal freuen“, dann wird er dadurch noch trauriger. Bei aller Berechtigung des dialogischen Ansatzes darf man nicht übersehen, dass die Hörerschaft heterogen ist.

Die „gelbe“ Beziehungsseite einer Predigt macht sich schon in der Anrede bemerkbar. Wenn ich „liebe Gemeinde“ sage oder „liebe Brüder und Schwestern“, dann meine ich (sachlich) beide Male zwar dieselben Leute, aber die Worte „schmecken“ irgendwie verschieden. Das ist keineswegs etwas Nebensächliches. Darum möchte ich jetzt etwas ausführlicher über Anredeformen in der Predigt nachdenken.

Es beginnt bei der Frage, ob ich als Prediger die Gemeinde mit „Sie“, „du“ oder „ihr“ anrede. (Im Englischen und in anderen Sprachen gibt es dieses Problem nicht; man hat manchmal den Eindruck, wir Deutschen können alles außer unkompliziert.) „Sie“ wäre die förmliche deutsche Normalanrede. Ich persönlich halte das „Sie“ in der Predigt allerdings für unangemessen, wenn sich Pfarrer und Gemeinde bereits vorher in der Liturgie geduzt haben: „Der Herr sei mit euch!“ – „Und mit deinem Geist!“ Das „Du“ kann zweifach verstanden werden: Entweder als persönliche Anrede an den einzelnen Predigthörer oder als kollektives „Du“ für alle: „Du, liebe Gemeinde...“ In dieser Weise hat schon Mose die Versammlung der Israeliten angeredet. Das „Ihr“ meint unmissverständlich die Hörer als Gemeinschaft. Wenn der Prediger sich selbst mit einbezieht, darf gern ein „Wir“ daraus werden. Martin Luther hat das göttliche „Du sollst“ der Gebote in seinem Kleinen Katechismus erklärt mit: „Wir sollen Gott fürchten und lieben...“ Übrigens ist ein wiederholter Wechsel der Anredeperspektiven in einer Predigt nicht schlimm; die Propheten des Alten Testaments haben das teilweise auch so gemacht.

Wenn ein Pfarrer auf einer nicht-kirchlichen Veranstaltung spricht, ist die Anrede „Liebe Gemeinde!“ unangemessen. Da sagt er statt-

dessen vielleicht „Liebe Freunde!“ oder „Meine Damen und Herren!“ Normale Sonntagspredigten dagegen beginne ich am liebsten mit der Anrede: „Liebe Brüder und Schwestern in Christus!“ Im streng biblischen Sinne würde auch „Liebe Brüder!“ reichen, denn nach apostolischem Verständnis sind die Schwestern dabei stillschweigend mitgemeint. Das ist vielen Christen unserer Tage allerdings nicht mehr bewusst, und selbst wenn es ihnen bewusst ist, ärgern sie sich über die stiefväterliche Behandlung der Christinnen. (Aus diesem Grund gibt die Revision der Lutherbibel von 2017 die Anrede „liebe Brüder“ meistens mit „liebe Brüder und Schwestern“ wieder.) Ich möchte niemanden verärgern und wende mich deshalb ausdrücklich auch an die „Schwestern in Christus“ – sowie auch an dich, liebe Leserin, wohl wissend, dass die Anrede „lieber Leser“ (Maskulinum) nach den Konventionen der deutschen Sprache sowohl einen männlichen als auch einen weiblichen Leser meinen kann. Das grammatische Geschlecht ist nun einmal etwas anderes als das biologische. Einwände hätte ich allerdings gegen die Predigtanrede: „Liebe Mitgliederinnen und Mitglieder der So-oder-auch-anders-Gemeinde!“ Weil das Mitglied grammatisch ein Neutrum ist, lässt die deutsche Sprache die Bildung der femininen Form „Mitgliederin“ nicht zu (was allerdings die „Mitgliederinnen“ einer mir bekannten Gemeinde nicht davon abhielt, einen gemeinsamen Zeitungs-Leserbrief so zu unterschreiben.)

Noch schlimmer fände ich es allerdings, wenn ein Prediger in einer diakonischen Einrichtung so begönne: „Liebe Brüder und Schwestern, liebe Behinderte!“ Mag sein, dass er den Behinderten durch ihre Extra-Erwähnung besondere Wertschätzung zuteil werden lassen möchte, aber faktisch macht er das Gegenteil: Er diskriminiert sie, er grenzt sie sprachlich aus der Familie der Christenheit aus. Unüberlegte und „politisch unkorrekte“ Sprache kann fatale Folgen haben; an ähnlich unbedachten Äußerungen sind schon ganze Politikerkarrieren zu Bruch gegangen. Wie jeder, der öffentlich

redet, sollte auch ein Prediger sich vorher gut überlegen, wie er formuliert.

Die Predigtanrede kann bereits als inhaltlicher Einstieg genutzt werden, wenn sie mit einer ungewöhnlichen Formulierung überrascht, möglicherweise sogar provoziert. Zum Hirtensonntag habe ich mal mit den Worten begonnen: „Liebe Schafe!“ Auf so eine Anrede muss natürlich gleich eine Erklärung folgen. Noch nicht gewagt habe ich es, eine Busspredigt mit den Worten „Böse Gemeinde!“ zu beginnen. Originell finde ich die Predigtanrede, die Charles Wagner im 19. Jahrhundert einmal verwendete: „Meine lieben leeren Kirchenbänke!“ Er hat das dann durchgezogen und eine ganze Predigt „An die leeren Kirchenbänke“ gehalten (veröffentlicht in „Der aufgeweckte Kirchenschläfer“, Stuttgart 1982).

Bereits die Anrede kann signalisieren, auf welcher Sprachebene der Prediger kommunizieren möchte. Es ist ein Unterschied, ob jemand beginnt: „Meine sehr verehrten, lieben Glaubensgeschwister!“, oder ob er ruft: „Hey, Jesus-Fans!“ Verstehen wird die Gemeinde beides, aber es „schmeckt“ sehr verschieden. Wenn der Prediger stilistisch den richtigen Ton treffen will, dann reicht es nicht, den jeweiligen Hörern aufs Maul zu schauen, dann muss er ihnen auch ins Gemüt blicken. Wertschätzend soll es in ihren Ohren klingen, aber nicht anbiedernd.

Wir merken: Wörter transportieren mehr als ihre Bedeutung. Wie man zwischen den Zeilen lesen kann, so kann man auch zwischen den Zeilen hören bzw. predigen. Dabei läuft vieles nicht übers bewusste Verstehen ab, sondern unbewusst über Gefühle und Assoziationen.

Damit wird beim Thema Sprachstil. Hier geht es um den „Geschmack“ von Wörtern, Wendungen und ganzen Sätzen. Der Prediger hat die Qual der Wahl unter unzähligen Ausdrucksmöglichkeiten, angefangen vom Jargon über die Umgangssprache

und ein sachliches Hochdeutsch bis hin zur gehobenen und poetischen Sprache vergangener Jahrhunderte. Das Aufs-Maul-Schauen macht diese Wahl kaum leichter, denn die Predigthörer kommunizieren ihrerseits auf mehreren Sprachebenen und verstehen möglicherweise mehr, als der Prediger ihnen zutraut. So wissen auch manche jungen Leute die Sprachkraft eines Paul Gerhardt zu schätzen und lassen sich gern ihr Herz davon anrühren. Die zeitlose Poesie der Psalmen, das kräftige Lutherdeutsch des 16. Jahrhunderts, die blumig-barocke Dichtung des 18. Jahrhunderts oder auch die provozierend verfremdende Literatursprache des 20. Jahrhunderts können dazu beitragen, dass Gottes Botschaft sich tief in die Seelen einprägt. Wer die Bibel in ihren Ursprachen lesen kann, wird feststellen, dass auch die Apostel und Propheten auf sehr unterschiedlichen Sprachebenen gepredigt und dabei die verschiedensten Stilmittel verwendet haben.

Angeregt durch entsprechende Vorbilder hielt ich mal eine Predigt in Gedichtform. Es war nicht hohe Lyrik, sondern nur eine Reimerei. Der Hintergrund: Ich hatte mich darüber geärgert, dass mein Kirchenvorstand den Gottesdienst am vierten Advent zugunsten des Heiligen Abends ausfallen lassen wollte. Das sollte in der Predigt zur Sprache kommen, aber so, dass mein Ärger durch ein Quäntchen Humor abgemildert wird. Ich predigte unter anderem: „Auch X-Dorf kennt jeden Advent / dieses Problem: Die Zeit, die rennt. / Die Hausfrau Knoll hat viel zu tun / und wenig Zeit, sich auszuruhen. / „Schön wär’s“, denkt sie, „wenn nach dem Hasten / Sonntag vorm Fest ich könnte rasten. / Doch zieht mich stets mein Pflichtgefühl / vierten Advent zum Kirchgstuhl, / und melden dann die Glocken sich, / mach gleich ich auf die Socken mich. / Könnt’ man nicht diesen Festtag streichen? / Die Weihnachtsgottesdienste reichen!“ / Frau Knolls Idee fand offene Ohren. / „Das ist ja toll“, rief Küster Bohren, / „Man kann dann auch in ein paar Jahren / recht viel Adventskranzkerzen sparen!“ / Beschlossen ward’s: Vierten Advent, / da wird in X-Dorf ausgepennt.“ Ich möchte solche

Reimereien nicht unbedingt zur Nachahmung empfehlen. Ich möchte nur Mut machen, stilistisch auch mal kreativ zu sein, wenn es denn der Botschaft zustatten kommt.

Kreativ sein – das heißt, immer wieder gern in die sprachliche „Werkzeugkiste“ greifen und sich geeignete Stilmittel herausuchen. Oder um es mit einem anderen Bild auszudrücken: Kreativ sein heißt, immer wieder gern den stilistischen „Salzstreuer“ zur Hand nehmen und die Predigt würzen – getreu dem Rat des Apostels Paulus: „Eure Rede sei allezeit wohlklingend und mit Salz gewürzt“ (Kolosser 4,6). Ich erinnere mich an einen theologischen Lehrer namens Houser, der seinen Studenten im Predigt-Seminar erklärte: „Man kann einfach Fleisch im Brötchen als Hamburger servieren, das macht satt. Man kann den Hamburger aber auch mit Tomaten, Gurken, Zwiebeln oder Käse anreichern, dann schmeckt er besser. Halten Sie solche Hamburger-Predigten!“

Wir erinnern uns: Friedemann Schulz von Thun hat „zusätzliche Stimulanz“ als einen „Verständlichmacher“ empfohlen. Wenn ein Prediger sich die Mühe macht, seine Verkündigung mit ein paar „Tomaten, Gurken oder Zwiebeln“ anzureichern, dann erhöht das nicht nur den Unterhaltungswert seiner Predigt, sondern dann hilft das tatsächlich auch beim Verstehen und Behalten der Botschaft. Natürlich muss alles im Rahmen und aufs Thema bezogen bleiben. Es wäre bedenklich, wenn ein Prediger allein aus Spieltrieb oder zum Zweck der Selbstinszenierung kurzweilige Stilmittel einsetzte. (Du merkst vielleicht: Ich predige gerade mir selbst!)

Ein starkes Stilmittel ist das Erzählen. Ich habe dazu ja schon im vorigen Kapitel etwas gesagt, im Zusammenhang mit der narrativen Predigt. Gutes Erzählen macht Dinge, Sachverhalte und Personen anschaulich. Der Hörer sieht die Ereignisse vor seinem geistigen Auge ablaufen. Narratives Predigen ist „Kino im Kopf“.

Gutes Erzählen lebt von Handlung und Spannung. Der narrative Prediger sollte Erklärungen und Beschreibungen möglichst vermeiden und alles in Handlung verwandeln. Dabei tut er gut daran, alle Sinne anzusprechen. Denn Handlung ist nicht nur das, was vor den Augen abläuft, sondern auch vor den Ohren und vor der Nase.

Man kann in dieser Hinsicht viel von der Bibel lernen, z. B. von der Geschichte, wie Esau seinem Bruder das Recht des Erstgeborenen verkauft. Esau hat den ganzen Tag lang auf dem Feld gearbeitet: tausendmal Sense schwingen, Halme schneiden, sich bücken, Garben binden! Zwischendurch wischt er sich immer wieder den Schweiß von der Stirn, der ihm beißend in die Augen rinnen will. Die grelle Sonne tut ihr Übriges. Aber endlich färbt sie sich rot und verabschiedet sich. Feierabend! Mit beschwingten Schritten nähert sich Esau der heimatlichen Zeltstadt. Ein köstlicher Duft begrüßt ihn. Was riecht denn da so gut? Jakob rührt in einer roten Suppe, die in einem kleinen Topf über der Feuerstelle blubbert. Esau nickt ihm anerkennend zu: „Bruderherz, du kannst wirklich kochen!“ Vor Heißhunger wird Esau fast schlecht. Er fragt: „Lässt du mich das essen?“ Jakob überlegt. Er überlegt immer, er hat noch nie etwas aus dem Bauch heraus getan. Er denkt: Könnte für mich vielleicht etwas dabei herauspringen, wenn ich Esau die Suppe gebe?

Ich breche hier ab. Die Geschichte ist bekannt; auch kann man sie in 1. Mose 25,29-34 nachlesen. Da wird sie allerdings recht knapp erzählt, so wie es bei biblischen Geschichten die Regel ist. Die Kunst des narrativen Predigens besteht darin, kurze und teilweise sogar unscheinbare biblische Texte so zu dekomprimieren, dass daraus ein Film im Kopf wird. Im Idealfall entsteht dabei auch ein Spannungsbogen mit einer Handlung, die in der Pointe ihren Höhepunkt findet. Wichtig ist, dass diese Pointe nicht von der Botschaft der Predigt ablenkt, sondern sie unterstreicht.

Es gibt in der Bibel so viele Berichte und Gleichnisse, dass sich daraus tausende von Predigtgeschichten machen lassen. Mit ein

bisschen Mühe kann man sie so erzählen, dass auch der nicht so bibelfeste Predigthörer alles anschaulich vor seinem inneren Auge sieht. Nebenbei werden dadurch seine Bibelkenntnisse erweitert. Ich finde es darum schade, wenn manche Prediger fast ausschließlich nicht-biblische Geschichten erzählen. Vielleicht denken sie, auf diese Weise könnten sie die Botschaft besser in unsere Zeit übertragen. Aber ich meine: Ob man mit einer Geschichte einen Gedanken gut veranschaulichen kann, hängt nicht von ihrem Alter ab. Wobei ich durchaus zugebe, dass Beispiele und Gleichnisse aus dem Lebensumfeld der Hörer auch ihre Vorteile haben.

Viele Prediger stecken voller Geschichten, sowohl alter als auch neuer. Wenn sie dann bei der Predigtvorbereitung noch zusätzliches narratives Material in die Finger kriegen, haben sie ein Problem: Welche Beispielgeschichten sollen sie für ihre Predigt übernehmen? Ich rate dringend, sich für eine einzige pro Sachverhalt zu entscheiden. Ich habe mich als Predigthörer mehr als einmal darüber geärgert, wenn der Prediger als Einstieg nicht eine, sondern gleich zwei oder drei Geschichten erzählte, womöglich noch recht langatmig. Was er eigentlich sagen wollte, ist dabei dann ziemlich auf der Strecke geblieben. Lieber Prediger, auch wenn du zwei oder drei wunderschöne Beispielgeschichten für dieselbe Sache auf der Pfanne hast: Entscheide dich für eine, und zwar für die Treffendste! Weniger ist mehr.

Und schließlich noch eine Warnung: Nicht alles, was hinkt, ist ein Vergleich. Prüfe kritisch, ob ein selbst erfundenes Gleichnis oder ein selbst gefundenes Beispiel präzise das illustriert, was deine Botschaft ist! Wenn Du dir nicht sicher bist, bitte jemanden um sein Urteil! Gute Predigtgeschichten zeichnen sich dadurch aus, dass sie den Hörer auch später noch an eine wichtige Aussage der Predigt erinnern werden.

Wir verlassen das Feld des Narrativen und wenden uns dem Zitat zu. Wann immer jemand zitieren will, sei es in der Predigt oder auch

sonst, sollte er sich Rechenschaft darüber geben, warum er das Zitat einsetzen möchte. Formuliert es einen Sachverhalt besser, als er selbst es kann? Möchte er auf wissenschaftlich gesicherte Ergebnisse verweisen? Will er dem Urheber eines aufgegriffenen Gedankens die nötige Reverenz erweisen, um sich nicht mit fremden Federn zu schmücken? Soll ein Zitat eine Aussage durch die Autorität des Urhebers untermauern? Will der Prediger eine Person vorstellen, indem er sie zu Wort kommen lässt? Sollen sich die Hörer an ein allgemein bekanntes Zitat erinnern? Referiert der Prediger einen Widersacher oder eine irrige Meinung, die er widerlegen möchte? Oder will er nur mit seiner Belesenheit glänzen? Wir sehen: Zitate können ganz verschiedene Funktionen haben. Der Prediger tut gut daran, so zu zitieren, dass den Hörern seine Absicht deutlich wird; dann können sie das Zitat richtig einordnen.

Bereits der Apostel Paulus hat in seiner Areopagrede ein Literaturzitat verwendet, das den meisten seiner Hörer bekannt gewesen sein dürfte (vgl. Apostelgeschichte 17,28). Heute ist es allerdings nicht mehr so einfach, Literatur zu finden, die allseits bekannt ist. Der Kanon der literarischen Allgemeinbildung schmilzt dahin wie die Eisscholle im Nordpolarmeer.

Bekannter sind da noch Sprichwörter und Redensarten. Sie fassen allgemeine Wahrheiten treffend zusammen und sind dabei meistens auch bildhaft anschaulich. Manches kann man mit eigenen Worten nicht besser ausdrücken. Wer es trotzdem kann: Bitte sehr, man darf auch Sprichwörter selbst verfassen oder bekannte Sprichwörter sinnvoll umdichten. Verfremdete Zitate erreichen oft einen hohen Grad an Aufmerksamkeit und können, wirkungsvoll eingesetzt, eine Menge erklären. So hat der christliche Liedermacher Manfred Siebald mal den Choral „O Heil’ger Geist, kehre bei uns ein“ umgedichtet in: „O Heil’ger Geist, kehre bei uns *aus!*“ Er machte damit deutlich, dass der Heilige Geist unsere sündenverstaubte Seele erst einmal kräftig ausfegen muss, wenn er bei uns einkehren will.

In früheren Zeiten haben viele Prediger reichlichst aus der Bibel zitiert. Das hatte seinen guten Sinn: Erstens wird die Botschaft auf diese Weise durch Gottes Wort untermauert, und zweitens erhält die Gemeinde auf diese Weise eine gründliche Bibelkenntnis. Heute gehen die meisten Prediger sparsamer mit Bibelzitatenum – wohl deshalb, weil sie sprachlich näher am Hörer sein wollen. Aber wenigstens aus dem Predigttext sollte man im Verlauf der Predigt immer wieder zitieren, damit er sich einprägt und damit die Hörer erkennen, wo die Botschaft der Predigt herkommt. Auch Zitate aus Katechismus, Gesangbuch und christlichen Traditionstexten vertiefen die Botschaft und bereichern den Wissensschatz der Gemeinde.

Viele Stilmittel aus der Werkzeugkiste der traditionellen Rhetorik bieten sich ebenfalls an, um die Predigt sprachlich verständlicher und interessanter zu machen. Da gibt es die rhetorische Frage, die Übertreibung, die Untertreibung, den Stabreim, die Lautmalerei, die Personifizierung, die Metapher und das Paradox. Letzteres hat für die Predigt sogar eine besondere Bedeutung, denn manche christlichen Lehren lassen sich nur paradox formulieren: Der Christ ist zugleich Sünder und Gerechter; Jesus Christus ist ganz Gott und ganz Mensch...

Hinsichtlich der Ironie gilt: Ein Prediger kann seinen Hörern kaum eine größere Freude machen als seine Predigt mit unzähligen ironischen Bemerkungen zu spicken. (Ha, ha, ha! Das ist natürlich ironisch gemeint.) Im Ernst: Mit dem Stilmittel der Ironie muss man äußerst vorsichtig umgehen und es im Zweifel lieber weglassen. Es gibt immer irgendjemanden unter den Hörern, der die ironische Bemerkung ernst nimmt und sich entweder darüber aufregt oder, noch schlimmer, das Falsche merkt.

Aber eine Predigt darf gern mit Humor gewürzt sein – jedoch sparsam und mit Fingerspitzengefühl! Manch ein Prediger fühlt sich verpflichtet, in seiner Osterpredigt Witze zu erzählen, weil es doch

ein fröhliches Fest ist. Ich nehme mir die Freiheit, *keine* Witze zu erzählen, wenn mir nichts wirklich Gutes und inhaltlich Passendes einfällt.

Eine gewisse Schwäche habe ich für Wortspiele. Manchmal erfinde ich für eine Predigt ein neues Wort. So habe ich in einer Predigt über Offenbarung 14,1-3 die Wörter „Offenbarung“ und „Observatorium“ zu „Offenbatorium“ kombiniert. Ich bin nun direkt ein bisschen stolz, das eine Google-Anfrage zu diesem Stichwort nur ganz wenige Treffer meldet, die alle zu meinem Predigtmanuskript führen.

Ein Sonderfall in unserem „Werkzeugkasten“ ist der Argumentationsstil. Wenn ich eine Behauptung mit Argumenten begründe, ist das ja eigentlich eher eine inhaltliche als eine sprachliche Angelegenheit. Dennoch greife ich das Thema an dieser Stelle auf.

Mit logischen Argumenten in der Predigt ist das so eine Sache. Die Hauptbotschaft, das Evangelium von Jesus Christus, lässt sich nicht vernünftig erklären, sondern nur kindlich staunend glauben. Auch manch andere „Geheimnisse des Glaubens“, die die Bibel offenbart, kann keiner verstandesmäßig begreifen. Aber ausgehend vom Evangelium und von den „Geheimnissen des Glaubens“ können in Gottes Wort durchaus logische Zusammenhänge erkannt und vernünftige Schlüsse daraus gezogen werden. Man nennt das den „instrumentalen Gebrauch der Vernunft“. Logische Argumente können dann unterhalb der Offenbarungsebene als sinnvolle Werkzeuge der Verkündigung eingesetzt werden. Der Apostel Paulus formulierte es so: „Wir nehmen gefangen alles Denken in den Gehorsam gegen Christus“ (2. Korinther 10,5). Paulus und andere Apostel haben häufig logisch argumentiert, wenn sie Gottes Wort verkündigten.

Der Verstand ist eine gute Gabe Gottes. Argumente haben also durchaus ihren Platz in der Predigt. Ein Prediger sollte allerdings wählerisch sein und nur überzeugend argumentieren. Argumente

anderer sollte er nur dann übernehmen, wenn sie ihn auch selbst überzeugen.

Argumente haben ihren Platz u. a. in der sog. Polemik und in der sog. Apologetik. Beides sind Begriffe der geistigen Auseinandersetzung. Wenn es um Glaubensdinge geht, gehören sie in den Bereich des geistlichen Kampfes (vgl. 1. Timotheus 1,18; 6,12). Die christliche Polemik bekämpft unchristliche Meinungen und Ideologien, indem sie nachweist, dass sie unsinnig sind. Die christliche Apologetik verteidigt sich argumentativ gegen Angriffe auf die Bibel und auf die christliche Lehre. Beides hat in der Predigt seine Berechtigung, wenn die Gemeinde durch solcherart geistigen Gegenwind verunsichert ist; da soll der Prediger dann aber auch Ross und Reiter der feindlichen Kavallerie nennen.

Das ist jedoch, so meine ich, nicht das normale Einsatzgebiet für Argumente in der Predigt. Denn der Prediger ist ja nicht in erster Linie dazu berufen, Feinde der christlichen Lehre in die Pfanne zu hauen, sondern vor allem, Gottes Botschaft zu verkündigen. Dazu können Argumente durchaus wertvolle Hilfsdienste leisten. Das geschieht am besten so, dass anerkannte Tatsachen zur Sprache kommen und miteinander in logische Beziehung gesetzt werden. Der große Prediger Charles H. Spurgeon hat einmal geraten: Wenn man beweisen wolle, dass ein Stab krumm sei, dann lege man einfach einen geraden daneben.

Einen guten Sprachstil erwirbt man sich nicht, indem man einen Katalog rhetorischer Stilmittel memoriert, sondern am besten durch Vorbilder. Nicht nur von Luther kann man lernen, was Sprachkraft ist, sondern auch von anderen Meistern der Sprache. Der bereits oben erwähnte Dozent Houser (der mit den Hamburger-Predigten) gab den Studenten seines Predigt-Seminars die originelle Aufgabe, aus einer Liste drei Romane zu wählen, sie im Lauf des Semesters durchzulesen und dann schriftlich zu erörtern, was die „Kraft der Worte“ in diesen Werken ausmacht. Das kann jeder Theologie-

student und jeder Prediger auch ohne Dozent und Seminar immer wieder tun: gute Prosa lesen und sich selbst dann Fragen beantworten wie: Warum fesselt mich dieses Buch? Warum gefallen mir manche Sätze so gut, dass ich sie am liebsten jemandem laut vorlesen möchte? Warum rührt mich ein Text emotional an? Warum finde ich etwas lustig? Welche Texte machen mir etwas klar, das ich vorher nie verstanden habe? Wie machen sie das?

Fast alle Prediger folgen dem Brauch, ihre Kanzelrede mit dem hebräischen Wort „Amen“ abzuschließen. Ich habe es auch immer so gehalten. Das Wort ist allseits bekannt, man muss es nicht erklären oder übersetzen. Eigentlich ist es mehr eine Art Schlüsselreiz als eine Information; es signalisiert: Jetzt ist die Predigt zuende. Der Schlüsselreiz funktioniert so gut, dass ein Prediger sich hüten sollte, mitten in der Predigt das Wörtchen „Amen“ zu verwenden, sonst kann es passieren, dass der Organist den Orgelmotor anwirft und das Lied nach der Predigt intoniert.

Solche Funktionswörter haben ihren guten Sinn. Wenn alles so läuft, wie es laufen soll, dann löst das „Amen“ des Predigers ein „Amen“ der Gemeinde aus, die damit die Predigt bestätigt und sich zustimmend aneignet.

6. KAPITEL:

Eine Predigt wird erst auf der Kanzel fertig

Der Vortrag der Predigt

„Bist du mit deiner Predigt fertig?“, fragt die Pfarrfrau am Samstag gegen 21 Uhr ihren Mann und hofft noch auf einen gemütlichen Abend. „Ja, Liebling!“, antwortet er. Stimmt das?

Nein, es stimmt nicht. Der Pfarrer ist zwar mit seinem Manuskript fertig, aber seine Predigt wird erst am Sonntag auf der Kanzel fertig sein, wenn er das „Amen“ spricht. Das Manuskript ist ebensowenig eine fertige Predigt wie eine Partitur ein Musikstück ist oder eine Skizze ein Gemälde.

Ein Prediger tut gut daran, sich dies bereits beim Abfassen des Manuskripts vor Augen zu halten. Er sollte wissen: Texte zum Vortragen müssen anders verfasst sein als Texte zum stillen Lesen. Der Hörer kann ja nicht zurückblättern wie der Leser. Der Hörer ist darauf angewiesen, dass er gewissermaßen an die Hand genommen und in kleinen Schritten den Gedankengang entlanggeführt wird. Wenn schon die Schriftsprache durch kurze, klare Sätze gewinnt, so gilt das erst recht für den mündlichen Vortrag. Und während man in der Schriftsprache Wortwiederholungen aus stilistischen Gründen eher vermeidet, können sie in gesprochener Sprache besser verstehen helfen. Auch sollte sich jeder Manuskriptschreiber darüber im Klaren sein, dass Satzzeichen nicht direkt hörbar sind. Bei Zitaten reicht es daher nicht aus, Anführungszeichen zu setzen; am besten, man sagt vorher ausdrücklich, wen man zitiert.

Am Übergang vom fünften zum sechsten Kapitel, zwischen Sprachstil und Vortrag, rate ich jedem Prediger: Schreibe fürs Sprechen!

Schreibe so, dass du es hinterher gut vortragen kannst! Und brich deine Predigtvorbereitung nicht ab, wenn das Manuskript fertig ist! Tu etwas dafür, dass es gut 'rüberkommt! Das ergibt sich nämlich nicht von selbst, sondern das muss man lernen und immer wieder üben. Bedenke: Die eigentliche Predigt ist die mündlich vorgetragene Kanzelrede, alles andere ist nur Vorbereitung. Zum Wortlaut des Manuskripts treten da mindestens noch Stimme, Mimik und Gestik hinzu.

In meinen theologischen Auslandssemestern in den USA belegte ich ein Seminar mit dem Thema „Sermon Delivery“. „Sermon“ bedeutet „Predigt“ und „Delivery“... Das Wort lässt sich nicht so einfach ins Deutsche übersetzen. Das englische Verb „to deliver“ kann „abliefern“ heißen, so wie ein Pizzabote an der Haustür das Abendessen abliefern; es kann aber auch „gebären“ heißen oder „mitteilen“ oder „vortragen“ oder sogar „retten“. Nun ging es bei besagtem Seminar natürlich nicht darum, wie man ein verunglücktes Predigtmanuskript durch gekonnten Vortrag noch „retten“ kann. Es ging allgemeiner darum, wie man vom fertigen Predigtmanuskript zu einer gut gehaltenen Predigt kommt. Zu diesem Zweck wurde modernste Videotechnik eingesetzt, und wir Studenten hatten vorher gebührendes Lampenfieber. Vielen erfahrenen Predigern geht es übrigens nicht anders, wenn sie vor einer besonders großen oder „erlauchten“ Gemeinde predigen sollen. „Sermon Delivery“ wird dann tatsächlich zu einem Geburtsakt: Die Worte der Predigt, die in der Vorbereitung herangereift sind wie das Embryo im Mutterleib, kommen dann unter Schmerzen zur Welt, und auch unter so manchem Stoßgebet.

Kommunikationstechnisch betrachtet wird beim Vortrag nochmals umcodiert: Grafische Sprachsymbole werden in akustische „übersetzt“. Dabei ist die Stimme des Predigers entscheidend wichtig; man kann ihre Bedeutung kaum hoch genug einschätzen.

An erster Stelle ist da die akustische Verständlichkeit zu nennen. Immer wieder klagen ältere und hörbehinderte Gemeindeglieder

darüber, dass sie von einer Predigt so gut wie nichts verstanden haben. Natürlich kann man dann einer schlechten Raumakustik die Schuld geben oder einer ungünstigen Platzierung des Hörers. Aber kein Prediger sollte sich mit solchen Gründen herausreden, wenn er nicht seinerseits alles drangesetzt hat, um verständlich zu artikulieren.

Wohlbemerkt: Es geht ums Artikulieren, nicht nur um Lautstärke. Denn wenn ein Prediger nuschelt und womöglich ganze Silben verschluckt, dann hilft es nichts, wenn er das mit lauter Stimme tut. Ein Nuschler tut gut daran, sich mit Sprechtechnik zu beschäftigen und deren Grundlagen zu verinnerlichen. Es fängt mit den Vokalen an: U, O, A, Ä, E, Ü und I müssen alle deutlich verschieden klingen. Viele Konsonanten (besonders k, p, s und t) bestehen aus hohen Tonfrequenzen, die in größeren Räumen leicht untergehen und überdies von den meisten Schwerhörigen schlechter wahrgenommen werden. Das kann der Prediger kompensieren, wenn er die Konsonanten ein wenig überbetont. In größeren Räumen darf man auch nicht zu schnell sprechen, weil sonst der Nachhall alles verschluckt.

Verstärkeranlagen können die Sprachverständlichkeit verbessern; in sehr großen Räumen sind sie unverzichtbar. Aber Mikrofone haben ihre Tücken, und zwar nicht nur technische. Das Predigen mit Mikrofon will gelernt sein. Meistens hört sich der Prediger selbst nicht über die Lautsprecher und neigt dann dazu, lauter als nötig zu predigen. Lebhaftige Prediger halten keinen konstanten Abstand zum Mikrofon, was zu Schwankungen in der Lautstärke führt. Abhilfe können hier spezielle Richtmikrofone und Ansteckmikrofone schaffen. Sodann muss eine Verstärkeranlage gut auf den Raum eingestellt werden; das können eigentlich nur Fachleute. Und auch die beste Anlage der Welt schafft es nicht, verschluckte Buchstaben und Silben in den Redefluss hineinzuzaubern.

Wenn jemand zum ersten Mal in einem bestimmten Kirchraum oder mit einer neuen Verstärkeranlage predigen soll, empfiehlt es sich,

vorher mit einem Helfer eine Sprechprobe zu machen. Dieser Helfer testet von verschiedenen Sitzplätzen aus die Sprachverständlichkeit und meldet zurück, ob Lautstärke, Deutlichkeit und Sprechgeschwindigkeit korrigiert werden müssen.

Die schlichteste Weise, eine Predigt vorzutragen, besteht darin, dass der Prediger sein Manuskript vorliest. Dabei muss er nicht einmal sichtbar sein. Allerdings erfordert bereits diese schlichte Weise Vorbereitung und Sorgfalt. Es besteht nämlich ein großer Unterschied zwischen vorlesen und *gut* vorlesen. Schauspieler und Journalisten brauchen Jahre, um so zu sprechen, dass es nicht nach Papier oder Teleprompter klingt, sondern wie spontan formuliert. Manchen gelingt es nie richtig.

Zum guten Vorlesen gehört erstens die richtige Betonung. Betont wird das eine sinntragende Wort im Satzteil (hin und wieder sind es auch zwei oder mehr). Manchmal muss man eine Weile überlegen, welche Wörter den Hauptsinn tragen; dann sollte man sie im Manuskript unterstreichen. Komischerweise betont man in freier Rede unbewusst immer richtig, aber beim Vorlesen setzt man die Akzente oft falsch und kommt leicht in einen Leier-Rhythmus hinein.

Zum guten Vorlesen gehören zweitens Pausen. Wobei nicht jedes Komma eine Pause bedeutet; manchmal muss man über Kommas einfach hinweglesen. Mehr oder weniger lange Pausen gliedern Sätze und ganze Predigtabschnitte. Sehr lange oder ungewöhnlich gesetzte Pausen sind ein Stilmittel, um besondere Aufmerksamkeit zu erzielen. Pausen können im Manuskript mit einfachen oder doppelten Schrägstrichen markiert werden.

Zum guten Vorlesen gehört drittens eine passende Satzmelodie. Voraussetzung ist, dass der Prediger in seiner normalen Stimmlage predigt, nur dann kann er die Stimme nach Bedarf gut heben und senken. Aufregung führt oft dazu, mit höherer Stimme als normal zu

predigen; das klingt unnatürlich. Welche Satzmelodie am besten zum Inhalt passt, probiert man am besten aus; es hängt aber auch mit den Satzzeichen zusammen. Nebengedanken und Zwischenbemerkungen spricht man sinnvollerweise mit etwas abgesenkter Stimmlage. Variationen in der Lautstärke können zwar auch als akustisches Stilmittel eingesetzt werden, sind aber oft nur sehr begrenzt möglich, wenn die volle Sprachverständlichkeit gewährleistet bleiben soll. Und auf Schreien kann man eigentlich ganz verzichten. Übrigens: Wenn man einen ganzen Liedvers zitiert, spricht nichts dagegen, ihn von der Kanzel aus vorzusingen. Vielleicht singen einige Gemeindeglieder ja mit.

Zum guten Vorlesen gehört viertens die richtige Geschwindigkeit. Sie darf gern variieren, das macht den Predigtvortrag lebendig. Schwierige Gedanken und beschauliche Schilderungen verlangen nach einem gemächlichen Tempo, dramatische Ereignisse und längere Aufzählungen vertragen höhere Geschwindigkeit.

Zum guten Vorlesen gehört fünftens eine passende Emotionalität. Die Stimme kann eine Botschaft glaubwürdig 'rüberbringen oder aber konterkarieren – wenn z. B. freudlos über die Freude gepredigt wird. Die Stimme sollte also stimmig mit der Botschaft sein. Das ergibt sich nicht immer von selbst. Ein Schauspieler lernt allerlei Kniffe, wie er Emotionen sprechtechnisch umsetzen kann, aber ein Prediger ist kein Schauspieler und sollte auch nicht den Ehrgeiz entwickeln, einer zu werden. Unsere Stimme verrät viel über unsere tatsächliche Stimmung. Deshalb ist es wichtig, dass wir beim Vortrag nicht nur gedanklich, sondern auch emotional bei der Sache sind, denn wir können unsere Stimme nicht glaubwürdig einer Text-Stimmung anpassen, wenn wir diese nicht auch in uns selbst spüren. Damit die Emotionalität gut 'rüberkommt, male ich mir manchmal als Hilfe Smileys und andere Emoticons an den Rand des Manuskripts.

Wenn die Hörer den Prediger sehen (was meistens der Fall ist), dann gehört zum guten Vorlesen auch die Optik: Mimik, Gestik und Blickkontakt. Am einfachsten finde ich die Mimik: Wenn man mit seinen Gedanken bei der Sache ist, wird man schon automatisch ein passendes Gesicht dazu machen.

Die Gestik wird beim Vorlesen dadurch eingeschränkt, dass man mit Manuskriptblättern hantieren und vielleicht auch einen Finger an die Stelle halten muss, wo man sich gerade befindet. Ansonsten sollte man sich bei der Gestik von seiner natürlichen Sprechweise leiten lassen; temperamentvolle Menschen gestikulieren nun mal mehr als ruhige. Manche versuchen, Gesten bewusst nach rhetorischen Regeln einzuüben, aber das ist schwierig und wirkt oft gekünstelt. Eine Kontrolle der Körpersprache durch einen ehrlichen Helfer oder durch eine Videoaufzeichnung kann aber hilfreich sein, denn oft wirken Körperhaltung und Gesten anders, als der Prediger es beabsichtigt. Auf diesem Weg kann man sich auch Marotten abgewöhnen, die sich im Lauf der Zeit eingeschlichen haben, wie z. B. zappeln, an der Brille herumfummeln, den Kopf schief halten usw. Am schwierigsten ist beim Vorlesen der Blickkontakt, denn er sollte ja mehr sein als ein kurzes Nachschauen, ob die Gemeinde noch wach ist.

Als Pfarrer im Ruhestand bin ich gerade in einer Phase, wo ich mich in das gute Vorlesen von Predigtmanuskripten neu einübe. Es ist die vierte Phase meines Predigerlebens. In der ersten Phase trug ich meine Predigten auswendig vor. In der zweiten Phase formulierte ich meine Predigten nicht schriftlich aus, sondern fertigte nur Spickzettel an und predigte frei. In der dritten Phase verfasste ich wieder Manuskripte, verinnerlichte sie aber nur vom Gedankengang her und predigte ansonsten frei. Jetzt, in der vierten Phase, wo meine Konzentrationsfähigkeit nachlässt, nehme ich das Predigtmanuskript mit auf die Kanzel und lese es vor.

Meine erste Phase begann bereits im Theologiestudium. So habe ich „Sermon Delivery“ gelernt: das Predigtmanuskript memorieren und dann auf der Kanzel frei vortragen. Dieses Seminar war eine harte Schule: Der Dozent erwartete von jedem Studenten, vor ihm, den Kommilitonen und der Videokamera frei zu predigen und dabei lediglich die Bibel dabei zu haben. Das Manuskript hielt er selbst in der Hand und kontrollierte, ob der Vortrag damit übereinstimmte. Wenn ein Student steckenblieb, ließ er ihn gnadenlos stecken.

Ich predigte auch später so, dass ich das Manuskript nicht mit auf die Kanzel nahm. Es wäre mir nichts nütze gewesen, denn im Notfall hätte ich die Stelle, wo es hakt, nicht schnell genug finden können. Stattdessen habe ich mir den Gedankengang der Predigt gut eingepägt, um im Notfall spontan weiterreden zu können. Ich dachte mir: Wenn ich jemandem im Gespräch ohne Manuskript einen Sachverhalt erklären kann, dann kann ich das auch in einer Predigt.

Das auswendige Predigen hat Vorteile. Man fühlt sich irgendwie dichter dran am Hörer, als wenn man ein Manuskript vor der Nase hat. Mimik, Gestik und Blickkontakt sind natürlicher. Ein motorischer Mensch kann sich auch die Freiheit nehmen, die Kanzel zeitweise zu verlassen und ggf. ein paar Schritte auf die Gemeinde zuzugehen. Notfalls kann man sogar bei Stromausfall im Dunkeln predigen, oder wenn man seine Lesebrille vergessen hat. Das ist alles schon vorgekommen.

Das auswendige Predigen hat aber auch Nachteile. Es kann leicht wie abgelesen klingen. Es kann auch passieren, dass man etwas Wichtiges überspringt oder auf der Kanzel unpräziser formuliert, als man es zuvor schriftlich getan hat. Auch macht es keinen Spaß, eine Predigt zu memorieren, die einem nicht gut gelungen ist. Das Auswendiglernen ist ohnehin mühsam und zeitaufwändig. Wenn ich zwei oder mehr verschiedene Predigten pro Woche halten musste, kam ich damit an die Grenze des Schaffbaren.

Für einen guten Kompromiss halte ich es, lediglich die Einleitung einer Predigt auswendig zu lernen und den Rest vorzulesen. Das macht nicht viel Mühe und gibt dem Prediger die Chance, gleich zu Anfang einen guten Kontakt zu den Hörern aufzubauen.

Meine zweite Predigtphase begann im afrikanischen Missionsdienst, nachdem ich mir eine gewisse Kompetenz in der Sprache meiner Zuhörer angeeignet hatte. Ich arbeitete damals unter Menschen, die wenig von Papier hielten, aber sehr gut mündlich kommunizieren konnten. Manche der Prediger, die ich aus- und fortzubilden hatte, konnten kaum einen Satz fehlerfrei vorlesen, dafür aber mühelos eine halbe Stunde lang frei reden und aus dem Stegreif öffentlich beten. Ich wollte mich ihnen in meiner Predigtweise annähern und gewöhnte es mir darum an, den Ertrag der Vorbereitung lediglich als gegliederte Stichwortsammlung festzuhalten, nicht als ausformuliertes Manuskript. Dabei entwickelte ich eine Art persönliche Kurzschrift mit Abkürzungen, kleinen Bildchen und Diagrammen. Lediglich Zitate schrieb ich mir wörtlich auf.

Mit dem Predigen nach „Spickzettel“ habe ich gute Erfahrungen gemacht und es auch beibehalten, als ich wieder Pastor in Deutschland war. Es erlaubt eine sehr direkte, spontane Kommunikation mit den Hörern – mehr noch als der Vortrag eines auswendig gelernten Manuskripts. Man fühlt sich eher wie ein Lehrer im Unterricht, nicht so sehr wie ein Redner vor Publikum. Sieht man Fragezeichen in den Gesichtern, kann man beim Erklären etwas weiter ausholen. Sieht man Ermüdung, kann man den letzten Teil der Predigt straffen. Und man kann dieselbe vorbereitete Predigt unterschiedlichen Gemeinden anpassen. Man kann Beispiele variieren, auf tagesaktuelle Ereignisse eingehen und spontane Gedanken einfließen lassen.

Teilweise habe ich diese Art zu predigen immer geübt, auch vor und nach meiner zweiten Phase, und zwar bei kleineren Ansprachen. Wenn ich zum Beispiel in einer Beichtandacht vor dem Gottesdienst eine Ansprache halte oder um eine Andacht zu einer Familienfeier

gebeten werde, verfasse ich bewusst kein Manuskript, sondern notiere nur ein paar Stichwörter und rede frei.

In meiner dritten Phase habe ich alle Sonntagspredigten wieder vollständig schriftlich ausformuliert, aber trotzdem ohne Manuskript frei gepredigt. Ausschlaggebend dafür war, dass immer wieder Gemeindeglieder eine Predigt nachlesen wollten. Zu der Zeit habe ich auch den „Predigtkasten“ erfunden und begonnen, meine Texte ins Internet zu stellen.

Das freie Sprechen nach vorherigem Ausformulieren ist eine Predigtweise, die ich immer noch wärmstens empfehlen kann. Die Vorteile des freien Predigens habe ich ja bereits genannt. Im Gegensatz zum freien Predigen mit Stichwörtern hilft das freie Predigen nach Verfassen eines Manuskripts dabei, genauer zu gliedern und präziser zu formulieren. Außerdem hat man hinterher bei Rückfragen die Möglichkeit, auf Formulierungen im Manuskript zurückzugreifen und damit eventuelle Missverständnisse auszuräumen. Schließlich dokumentiert ein Manuskript die Predigt genauer, als es ein „Spickzettel“ vermag. So kann man sie auch Jahre später wieder ähnlich halten oder ihren Text nach Bedarf veröffentlichen.

Ich gebe zu, dass das freie Predigen nicht jedermanns Ding ist. Trotzdem meine ich, dass die meisten Prediger ihre innere Hemmschwelle überwinden und mit etwas Übung frei predigen können. Im normalen Gespräch findet man ja auch passende Worte, ohne dass man sie schriftlich vor Augen hat. Man kann sich einfach vorstellen, die Predigt sei ein normales Gespräch mit den Hörern – mit dem Vorteil, dass einem niemand ins Wort fallen kann.

Das freie Predigen gelingt umso besser, je vertrauter man mit dem Inhalt ist. Deshalb empfehle ich, das Predigtmanuskript vorher mehrmals aufmerksam durchzulesen. Dabei präge man sich den Gedankengang sowie die wichtigsten Stichwörter und Formulierungen ein. Natürlich macht das etwas mehr Mühe, als wenn man das

Manuskript nur fürs gute Vorlesen durcharbeitet, aber diese Mühe lohnt sich.

Wer bisher seine Predigten vorgelesen hat und künftig frei predigen möchte, kann das mit einer Art gleitendem Übergang einüben. Man kann sich z. B. zunächst nur für ausgewählte Abschnitte vom Manuskript lösen und diese frei sprechen. Besonders gut eignen sich dafür narrative Passagen. Man prägt sie sich am besten visuell ein, als „Film im Kopf“, und berichtet dann auf der Kanzel einfach, was man vor seinem geistigen Auge sieht. Das ist übrigens eine gute Voraussetzung dafür, dass sich dann auch beim Hörer ein „Film im Kopf“ einstellt. Wer nach und nach immer mehr und immer längere Passagen frei predigt, wird bald dahin kommen, dass er nur noch Zitate und besonders „dicht“ formulierte Abschnitte ablesen muss.

Auf einige Umstände, die für den Vortrag der Predigt bedeutsam sind, kann man sich nicht vorbereiten. Manchmal z. B. ist die Gemeinde unerwartet groß oder unerwartet klein. Bei sehr wenigen Leuten habe ich mich das eine oder andere Mal dazu entschlossen, nicht von der Kanzel zu predigen, sondern näher an sie heranzutreten. Es kann auch sein, dass plötzlich eine Reisegruppe auftaucht – vielleicht Ausländer, die nicht gut Deutsch verstehen. Oder es sind ungewöhnlich viele Kinder im Gottesdienst, oder Jugendliche. Oder es sitzen da fast nur alte Leute, wo man in der Predigt doch gerade etwas über Kindererziehung sagen wollte... Wohl dem Prediger, der spontan auf solche Situationen reagieren und seine Predigt flexibel anpassen kann!

Und dann kann es im Verlauf der Predigt auch noch zu allerlei Störungen kommen. Das klassische Beispiel hierfür sind geräuschvolle Kleinkinder. Über diese „Störung“ sollte man sich eigentlich freuen: Wie schön, wenn christliche Eltern ihre kleinen Kinder in den Gottesdienst mitbringen, denn schließlich gehören die ja auch zur Gemeinde der Heiligen. Deshalb sollte ein Prediger den Eindruck vermeiden, Kinder seien hier unerwünscht. Im Gegenteil: Er sollte

die Kleinen gegenüber denjenigen Gottesdienstbesuchern in Schutz nehmen, die sich über sie beschwerten. Wer wissen will, wie Jesus über das Thema denkt, der lese Matthäus 18,10 und 19,14. Im übrigen sind die allermeisten Mütter und Väter sensibel genug, mit einem Kind vorübergehend die Kirche zu verlassen, wenn es zu ausdauernd schreit.

Ärgerlicher sind klingelnde Handys, laute Zu-spät-Kommer und „fleißige“ Flüsterer. Es kann auch geschehen, dass jemand sichtlich verärgert hinausgeht und demonstrativ die Tür hinter sich zuwirft. Oder dass jemand ohnmächtig wird. Oder dass ein geistig Verwirrter dauernd Zwischenrufe produziert. Oder dass Kirchengegner hereinplatzen und durch allerlei fantasievolle Aktionen den Gottesdienst stören.

Ich fühle mich in solchen Situationen immer sehr unbehaglich und unsicher. Kleinere Störungen habe ich deswegen einfach ignoriert und weitergepredigt, aber ich habe dabei gemerkt, dass die Gemeinde kaum noch bei der Sache war. Manchmal habe ich die Predigt für eine Weile unterbrochen. Und manchmal habe ich versucht, auf eine Störung irgendwie einzugehen. Spontanen Menschen fällt das leichter. So kann man, wenn jemand ohnmächtig hinausgebracht werden muss, ein Gebet für ihn sprechen, bevor die Predigt weitergeht. Und wenn man schlagfertig ist, kann man zum Handyklingel oder zu einem Zwischenruf eine Bemerkung machen, die im Idealfall sogar in den Gedankengang der Predigt hineinpasst.

Bei einer groben böswilligen Störung lässt sich mit den Störern kaum gütlich reden. Es ist durchaus sinnvoll, wenn man für solche Fälle eine Art Notfallplan vorbereitet hat, damit nicht alle wie versteinert dazitzen. Ein Kirchenvorsteher kann den Auftrag haben, deeskalierend mit den Betreffenden zu reden und sie zu bitten, entweder still zu sein oder die Kirche zu verlassen. Notfalls muss er ein Hausverbot erteilen und im schlimmsten Fall die Polizei rufen. Es ist klar, dass der Prediger in so einer Situation nicht weiterpredigen

kann, aber das Krisenmanagement sollte besser nicht allein auf seinen Schultern ruhen.

Mit Störungen ist stets zu rechnen. Hinter allen Störfaktoren steckt Satan, der Gottes Kommunikation vereiteln will. Ein Prediger muss mit ihm als persönliche Realität rechnen; auch die Apostel haben das getan. Gegen den Teufel hilft am besten das, was ohnehin den gesamten Predigtprozess von der Textauswahl bis hin zum Amen auf der Kanzel begleiten sollte: beten, beten, beten!

7. KAPITEL:

Frust oder Frucht?

Die Wirkung der Predigt

Liebe Leserin, lieber Leser! Du hast sechs Kapitel lang durchgehalten, das siebte kannst du dir eigentlich sparen. Über die Wirkung von Predigten braucht man nichts zu wissen und nichts zu schreiben, man kann sie getrost Gott überlassen. Sein Geist weht und wirkt, wo und wie er will; er kann durch Worte derselben Predigt Herzen sowohl verstocken als auch erwecken.

Nach dem „Amen“ wird ein Prediger seiner Predigt noch ein wenig hinterherbeten, ansonsten aber muss er die Folgen seiner Worte so getrost Gott überlassen wie ein Landmann die Saat dem Acker. Er kann mit Gottes Refrain im Buch des Propheten Hesekiel nur sagen: „Wer es hört, der höre es; wer es lässt, der lasse es“ (Hesekiel 3,27). Bereits im Kapitel über die Botschaft der Predigt haben wir festgestellt, dass Gesetz und Evangelium auch Wirkweisen des Heiligen Geistes sind, auf die der Prediger letztlich keinen Einfluss hat.

Nun interessiert es die meisten Prediger aber trotzdem, was ihre Worte für Folgen haben. Das hat verschiedene Gründe. Erstens ist es schlicht Neugier. Die ist grundsätzlich nichts Schlechtes, sondern gehört untrennbar zum Menschsein dazu. Zweitens möchten manche Prediger aus Fehlern, die sie möglicherweise gemacht haben, lernen. Von Rückmeldungen zu ihren Worten erhoffen sie sich Hinweise, wie sie ihre Predigtweise optimieren können. Drittens schielen fast alle Menschen nach Erfolg. So möchte auch der Prediger es erleben, dass sein Dienst qualitativ und quantitativ Frucht bringt. Wenn die Frucht ausbleibt und er möglicherweise jahrelang in den Wind pre-

dig, ist er frustriert. Und viertens möchten viele Prediger durch den Erfolg bestätigt bekommen, dass sie selbst auf dem richtigen Weg sind. Jesus hat mal gesagt, dass man an den Früchten unterscheiden kann, ob Leute ihn nur zum Schein „Herr, Herr“ nennen oder ob sie wirklich zu ihm gehören (vgl. Matthäus 7,21 ff.). Solche sorgenvollen Gedanken mache auch ich mir angesichts vieler scheinbar fruchtloser Bemühungen als Prediger. Dabei wird mir Jesu Gleichnis von den anvertrauten Pfunden zur Anfechtung: Was wird wohl aus einem Knecht werden, der die „Pfund“ seiner Gaben und seines Amtes zwar investiert, aber so gut wie nichts mit ihnen hinzugewonnen hat (vgl. Matthäus 25,14 ff.)?

Ich erkenne in solchen Gedanken Gottes Gesetz als Wirken des Heiligen Geistes an meinem eigenen Herzen. Er will mich damit zur Buße leiten – aber nicht im gesetzlichen, sondern im evangelischen Sinn. Mit anderen Worten: Ich soll nicht meinen, mit noch mehr Anstrengung und Eifer wirkräftigere Predigten hinzukriegen, sondern ich soll mich desto unbedingter auf den Heiland Jesus Christus verlassen. Er hat mich erlöst und er will durch mich wirken – an dieser Zusage will ich mir genügen lassen, auch im Hinblick auf mein Amt als Prediger.

In der Geschichte der Homiletik ist die Wirkung von Predigten erst relativ spät in den Fokus des Interesses gerückt. Seit etwa fünfzig Jahren gibt es systematische Umfragen unter Predigthörern, die teilweise statistisch ausgewertet werden. Es geht meistens darum, was die Hörer von einer Predigt behalten und verstanden haben. Damit folgt die Homiletik einem allgemeinen Trend der Humanwissenschaften, neue Erkenntnisse mithilfe demoskopischer Methoden zu gewinnen. Manche Gemeinde-Kassenführer hatten allerdings schon vorher ihre eigene quantitative Methode, um die Wirkung einer Predigt zu beurteilen: Wenn die Kollekte am Ausgang gut war, dann war wohl auch die Predigt gut gewesen.

Mit fortschreitender Digitalisierung wird die statistische Auswertung von Massendaten immer einfacher und beliebter. Nicht nur die Wissenschaft macht sich das zunutze, sondern auch die Wirtschaft. Mit den Auswertungsmöglichkeiten durch immer raffiniertere Algorithmen wächst der Datenhunger. Man braucht nur ein Päckchen Schrauben im Internet zu bestellen, schon wird abgefragt, wie zufrieden man mit dem Produkt und mit der Abwicklung des Handels ist. Und bei nächster Gelegenheit bekommt man die gleichen Schrauben womöglich billiger angeboten.

Mit diesen Feststellungen weiche ich keineswegs vom Thema ab, sondern möchte auf eine Gefahr hinweisen – die Gefahr nämlich, Kunden und Predigthörer in einen Topf zu werfen. Bei Kundenbefragungen ist das Ziel offensichtlich: Ein Anbieter möchte seine Produkte und seinen Service so verbessern, dass immer mehr Kunden immer mehr bei ihm kaufen. Er ist dafür bereit, seine Produkte den Kundenwünschen anzupassen oder auch ganz andere Produkte anzubieten. Auf die Predigt lässt sich das nicht übertragen. Ihr Hauptziel ist es ja nicht, möglichst viele Leute in die Kirche zu kriegen und da gut zu unterhalten. Ihr Ziel ist es, Menschen zum Glauben an Jesus Christus zu führen und mitzuhelfen, dass sie in diesem Glauben leben, wachsen und bis ans Lebensende bleiben. Wo das geschieht, bringt die Botschaft gute Frucht im Sinne ihres Urhebers. Aber diese Frucht lässt sich mit statistischen Methoden nicht erfassen. Und selbst wenn das gelänge, würde es keinem Prediger das Recht geben, alternative „Produkte“ anzubieten. Gottes Botschaft ist ja vorgegeben; wehe dem, der sie eigenmächtig verändert. Die Versuchung dazu hat es freilich schon immer gegeben, und viele Prediger gingen und gehen ihr auf den Leim. Bereits das Alte Testament berichtet von „falschen Propheten“, die lieber nach dem Geschmack ihrer Umwelt weissagten als Gottes Wort zu predigen.

Versteh mich nicht falsch: Ich möchte die empirische Homiletik hier niemandem madig machen. Ich selbst habe durch sie manche wertvollen Anregungen bekommen, um meine Predigtweise zu verbessern. Was Aufbau, Stil und Vortrag der Predigt betrifft, können die Erträge wissenschaftlicher Studien sowie auch Rückmeldungen aller Art durchaus hilfreich sein.

Dabei muss man freilich berücksichtigen, dass eine Predigt noch in anderer Weise wirkt als nur durch intellektuelles Verstehen und Behalten. Es kann z. B. geschehen, dass eine leicht demente Person bereits auf dem Rückweg von der Kirche keinen Satz oder Gedanken der Predigt mehr im Kopf hat. Das macht aber nichts, Gottes Wort kann bei ihr trotzdem wirken und Frucht bringen. Es gibt da die Anekdote von der alten Bäuerin, die nach ihrem Eindruck von der Sonntagspredigt gefragt wird. Sie hat alles vergessen. Als man sie weiter fragt, warum sie denn dann überhaupt in die Kirche gehe, antwortet sie: „Es ist so wie bei meiner Obstkiepe. Wenn sie schmutzig ist, gieße ich Wasser hinein. Das Wasser läuft zwar gleich wieder ’raus, aber die Kiepe ist sauber.“

Qualitative Rückmeldungen zu Predigten erhoffen sich manche Prediger von Predigtenachgesprächen. Solche offenen Rundgespräche finden z. B. für interessierte Gemeindeglieder gleich im Anschluss an einen Gottesdienst statt. Theoretisch sind sie eine gute Sache: Der Prediger bekommt direkte Rückmeldungen, kann Missverständenes sogleich geraderücken und Sachfragen beantworten. Auch wohlwollende Kritik ist möglich, und ein lernbereiter Prediger wird sich davon manches für sein künftiges Predigen merken. Idealerweise wird das Nachgespräch zu einem weiteren, dialogischen Predigtteil, wo Gemeindeglieder auch eigene Erfahrungen zum Thema einbringen. Voraussetzung dafür ist eine gute Moderation, die am besten nicht vom Prediger selbst, sondern von einem entsprechend begabten Mitchristen geleistet werden sollte.

Praktisch habe ich persönlich nicht so gute Erfahrungen mit Predigt-nachgesprächen gemacht. Als Haupthindernis ist mir eine gewisse Befangenheit in Erinnerung, die die Predigthörer gegenüber dem Prediger hatten. Wenn Kritik kam, dann war sie oft ziemlich verdruckt und rief sogleich Menschen auf den Plan, die meinten, den Prediger wortreich verteidigen zu müssen. Viele Gemeindeglieder meinten ohnehin, dass dadurch die Predigt nur „zerredet“ würde. Ich will nicht behaupten, dass es keine segensreichen Predigt-nachgespräche geben kann, aber ich denke, dass dafür eine Reihe von Voraussetzungen erfüllt sein müssen.

Manchmal hat eine Predigt Folgen, denen der Prediger nicht ausweichen kann. Ihre Wirkung verdichtet sich dann zu einem regelrechten Nachspiel. Da hat sich z. B. jemand über die Predigt geärgert und macht seinem Unmut Luft – mal nur dem Prediger gegenüber, mal auch öffentlich. Dem einen ist die Predigt zu fromm, dem andern zu unfromm, der dritte wittert falsche Lehre und der vierte kritisiert unzulässiges Politisieren. Hier sollte ein Prediger besonnen und sanftmütig, aber in der Sache doch klar reagieren. Manche dieser Nachspiele können sich bis hin zu erbitterten Schriftwechseln mit kirchlichen Behörden entwickeln. Wichtig ist dabei, dass der Prediger und alle anderen Beteiligten offen, ehrlich, liebevoll und selbstkritisch sind.

Aber es gibt auch positive Wirkungen, die für den Prediger unausweichlich sind. Gott kann einen Menschen durch eine Predigt so anrühren, dass er zum Pastor in die Seelsorge geht. Da merkt der Prediger dann direkt etwas von der Frucht des Wortes und kann dabei mithelfen, dass noch mehr Frucht entsteht. Und manche Prediger erleben es sogar, dass Gott durch ihren Dienst die Lawine einer Erweckung ins Rollen bringt. Die Folgen sind für den Betroffenen nie leicht und belasten ihn oft bis an seine Grenzen, aber er macht die beglückende Erfahrung, dass es Gott gefällt, durch seine Verkündigung reiche Frucht zu wirken.

Ein Prediger ist kein Seelen-Klempner, der mit entsprechendem handwerklichen Geschick den Erfolg seiner Predigt planen und für geistliche Frucht sorgen kann. Er muss demütig zugeben, dass die Wirkung von Gottes Wort nicht in seiner Hand liegt. Aber er kennt die Verheißung, die Gott selbst seinem Wort mitgegeben hat: „Es wird nicht wieder leer zu mir zurückkommen, sondern wird tun, was mir gefällt, und ihm wird gelingen, wozu ich es sende“ (Jesaja 55,11). So oder so, verborgen oder offen, früher oder später sorgt Gott dafür, dass sein Wort wirkt – auch durch jede Predigt, in der seine Botschaft weitergesagt wird. Mit dieser Zuversicht im Herzen kann jeder Prediger immer wieder neu frohen Herzens verkündigen und jeder Predigthörer sich immer wieder neu unter die Kanzel begeben: „Dein Wort ist wahr und trüget nicht / und hält gewiss, was es verspricht / im Tod und auch im Leben. / Du bist nun mein / und ich bin dein, / dir hab ich mich ergeben.“ Amen.